



Inhalt: Excellenz Schwiegermama. Novelle von Friedrich Friedrich. (Fortsetzung.) — Morgentoilette. Originalzeichnung von Grundmann. — Blücher als Gatte und Vater. Von Fr. Kresshmar. — Der bessere Zweite. Humoreske von Otto Girndt (mit sechs Illustrationen von H. Lübers). — Pathe Hinfesoot. Eine Dorfgeschichte von Villa maria. (Schluß.) — Auflösung des Räthfels Seite 325. — Nebus. — Correspondenz. — Inserate.

Excellenz Schwiegermama.

Novelle von Friedrich Friedrich.
(Fortsetzung.)

Feodora antwortete, Magda konnte ihre Worte nicht verstehen, denn in demselben Augenblicke erhoben sich die beiden Damen und gingen weiter. Unwillkürlich hatte ihr Herz schneller geschlagen und ihr blaßes Gesicht sich geröthet.

Um im Hause nicht vermisst zu werden, erhob sie sich und trat aus dem Gebüsch auf den Weg; erschreckt zuckte sie zusammen, denn kaum zwei Schritte vor ihr stand die Excellenz, deren Nahen sie nicht bemerkt hatte.

Die Frau Minister schien nicht weniger überrascht zu sein; unwillig fragend richtete sie den Blick auf Magda, die regungslos stehen geblieben war.

„Woher kommen Sie?“ fragte sie mit scharfer, befehlender Stimme.

Magda erwiderte, daß sie im Gebüsch an dem Fuße des Baumes gesessen.

„Was haben Sie dort gemacht?“ forschte die Excellenz streng weiter.

„Es ist mein Lieblingsplatz, ich habe dort schon öfter gesessen — ganz ungestört, weil dieser Weg hier wenig benutzt wird,“ gab Magda zur Antwort.

„Wie lange haben Sie dort gesessen?“

„Länger als eine Stunde.“ Das strenge Gesicht der Excellenz nahm plötzlich einen milderen Ausdruck an; sie hatte aus der Ferne gesehen, daß Frau von Stegentisch und Feodora hier auf der Bank gesessen und sich sehr eifrig unterhalten hatten. Die erregten Gesichter Beider hatten ihr verrathen, daß der Gegenstand ihrer Unterhaltung kein gleichgültiger gewesen. Die Bank war kaum zwei Schritte von dem Baume entfernt, unter dem Magda gesessen — sie mußte die Unterhaltung also gehört haben.

Flüchtig war dieser Gedanke durch ihren Kopf hingefahren, sie hielt ihn fest und beschloß, die Gelegenheit zu benutzen.

„Der Platz scheint sehr traulich zu sein,“ sprach sie mit freundlicherer und milderer Stimme, „ich begreife, daß Sie ihn aufgesucht, denn Sie werden sich in der letzten Zeit ziemlich vereinsamt gefühlt haben, da ich meine ganze Zeit unserem Besuche widmen muß. Auch mich hat das Verlangen nach Erholung in den Garten geführt. Kommen Sie, setzen Sie sich hier zu mir auf die Bank; die Kinder schlafen noch und wir haben Zeit, ein wenig zu plaudern.“

Ueberrascht ließ Magda das Auge über die Excellenz hingleiten, deren Freundlichkeit und fast vertraulicher Ton ihr auffallen mußte. Schweigend kam sie der Aufforderung nach.

„Hat hier nicht vor wenigen Minuten Frau von Stegentisch mit ihrer Tochter gesessen?“ fuhr die Frau Minister fragend fort.

„Ja wol.“

„Ich sah aus der Ferne, daß die beiden Damen sich sehr lebhaft unterhielten; Sie müssen deren Gespräch nothwendig

gehört haben — wovon sprachen sie? Ich befürchte, daß sie durch die Bedienung etwas vernachlässigt sind und es mir nicht sagen wollen; es würde mir deshalb lieb sein, wenn ich es durch Sie erführe.“

Unwillkürlich zögerte Magda mit der Antwort. War es klug, wenn sie der stolzen Frau Alles verrieth? Der Gedanke, daß der Plan derselben durchkreuzt werden könnte, hatte etwas Gemüthendes für sie — sie gab ihn auf, weil ein anderes Interesse ihm widersprach. Die Excellenz wollte sie offenbar für sich benutzen — konnte sie nicht auch die hochmüthige Frau für ihren Zweck thätig sein lassen, ohne daß diese eine Ahnung davon hatte?

„Fassen Sie Zutrauen, Kind,“ sprach die Excellenz, „Wir dürfen Sie Alles sagen, ich weiß ja, daß nur der Zufall Sie zur Lauscherin gemacht hat. Ich begreife, daß Ihnen das peinlich gewesen ist. Ich werde nicht verathen, was Sie mir mittheilen.“

Magda erzählte Alles, was sie gehört hatte. Sie vernahm, wie die Excellenz schneller und tiefer athmete, an dem Bittern ihrer Hände sah sie, wie heftig sie erregt war.

Die Frau Minister suchte sich zu fassen, ehe sie antwortete. „Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit,“ sprach sie. „Es ist mir nicht lieb, daß Sie in eine Angelegenheit eingeweiht sind, die ein Geheimniß hätte bleiben müssen; es ist jedoch ohne Ihren Willen geschehen, und Sie trifft nicht der geringste Vorwurf. Aber schweigen Sie auf das Strengste gegen Jeden darüber — gegen Jeden, nur mir theilen Sie Alles mit, wenn Sie noch mehr hören oder sehen sollten. Es ist mein innigster Wunsch, daß der Freiherr sich wieder verheirathet und den Kindern eine Mutter wiedergibt, die ich ja doch bei aller Liebe zu ihnen nicht ersetzen kann. Aber gerade der Gedanke an die Kinder würde mich diese Wahl des Freiherrn nicht wünschen lassen. Sie selbst werden einsehen, daß das Fräulein noch zu jung und unerfahren ist, um die schweren Pflichten einer Stiefmutter übernehmen zu können; nur aus diesem Grunde kam ich eine solche Verbindung nicht wünschen. Ich finde den Wunsch der Frau von Stegentisch ja natürlich, allein wenn mein Schwiegersohn eine neue Wahl trifft, so muß er ganz ohne Einfluß von anderer Seite handeln, nur sein Herz darf ihn bestimmen. Diese Sache ist zu zart, um ihn darauf aufmerksam zu machen, — wenn Sie in dieser Angelegenheit irgend Etwas wahrnehmen oder hören, so unterrichten Sie mich sogleich davon. Ich bin so erfreut, daß ich Sie für die Kinder gefunden habe und bin überzeugt, daß sie unter Ihrer Leitung vortrefflich gedeihen; der Gedanke berührt mich deshalb schmerzlich, daß sie Ihnen wieder genommen werden sollen, und das würde ganz unsehlbar



Morgentoilette. Originalzeichnung von Grundmann.

geschehen, wenn der Freiherr Fräulein von Stegentesch zu seiner Gattin erwählen sollte. Geschieht dies nicht, so bleiben Sie bei mir, bis Agathe erwachsen ist und dann werde ich für Ihre Zukunft ausreichend sorgen, um Ihre Mühen zu lohnen."

Sie stand auf, um sich in das Haus zurückzubeben. Noch einmal wandte sie sich zu Magda.

"Ich verlasse mich fest auf Ihr Schweigen," sprach sie, "ich habe Ihnen mein volles Vertrauen geschenkt und hoffe, daß Sie mir das nicht mit Unbarmherzigkeit lohnen werden."

Mit freundlichem Nicken des Kopfes schritt sie dem Hause zu. Um Magda's Mund zuckte ein leichtes Lächeln, während sie der Excellenz nachblickte. Glaubte dieselbe wirklich, sie so leicht täuschen zu können? Nur deshalb wünschte sie die Verheirathung des Freiherrn mit Feodora nicht, weil diese zu jung und unerfahren für eine Stiefmutter sei? Nun sie Magda für ihre Zwecke zu benutzen wünschte, war sie freundlich gegen sie. Dieselbe kannte indessen ihren hochmüthigen Sinn zu gut, um sich durch ein paar freundliche Worte gefangen nehmen zu lassen.

Die Excellenz hatte sich auf ihr Zimmer begeben, um dort ihre Erregung über das Gehörte zu bekämpfen. Sie hatte nichts Neues vernommen und war dennoch darüber auf das Höchste empört.

Als sie kaum eine halbe Stunde später mit Frau von Stegentesch und Feodora am Kaffeetische zusammentraf, war sie wieder freundlich und zuvorkommend und nichts an ihr verrieth, wie stürmisch ihr Herz geschlagen hatte und wie erregt ihr Blut noch immer floß. Sie wußte sehr gut, daß Leo's Neigung für Feodora durch eine Unfreundlichkeit ihrerseits gegen dieselbe nur genährt werden würde, da er nur zu gern das that, was sie nicht wünschte.

Der Abend vereinte wieder eine Gesellschaft in dem Hause des Freiherrn. Magda war jedoch nicht beauftragt, den Thee zu serviren. Feodora war in der ausgewählten Toilette eine auffallend schöne Erscheinung. Ihre Gestalt sah in dem düstigen Mülleide noch schlanter und anmuthiger aus; eine Anzahl Herren umschwärmte sie, unter denen namentlich der Freiherr sie vor allen Andern auszeichnete. Die Excellenz bemerkte dies und obgleich ihr Gesicht in freundlichster Weise lächelte, war sie doch kaum im Stande, ihre Erbitterung zu verbergen. Am meisten ärgerte sie der siegesbewußte Blick der Frau von Stegentesch, welche ihre Tochter im Geiste schon als die Gattin des Freiherrn erblickte.

Sie begab sich in ein Nebenzimmer, in welchem der Lieutenant von Klinsky vereinsamt bei einer Flasche Wein saß.

"Sie sind so allein, Herr Lieutenant?" fragte sie, indem sie zu ihm trat, lächelnd.

Klinsky zuckte mit den Achseln. "Ich bin im Saale überflüssig," entgegnete er. "Die jungen Damen sind sämmtlich in Anspruch genommen, da habe ich hier Trost gesucht."

"Ei, ei!" warf die Excellenz ein. "Haben Sie so geringe Meinung von sich, daß Sie sich nicht getrauen, Ihre Gegner aus dem Felde zu schlagen? Liebt Fräulein von Stegentesch keinen Reiz auf Sie aus? Sie ist doch unbestreitbar die Schönste!"

"Gewiß," versicherte Klinsky, "sie ist indessen von so Vielen umschwärmt, daß sie meine Huldigung nicht vermissen wird."

"Wer sagt Ihnen das?" warf die Excellenz mit einem bedeutungsvollen Lächeln ein. "Wenn ich Ihnen nun die Versicherung des Gegenheils geben könnte!"

"Excellenz, im Ernst?" rief der Lieutenant, dessen Augen aufleuchteten. "Hat Fräulein von Stegentesch darüber eine Aeußerung gethan?"

"Oh, Sie werden von mir nicht erwarten, daß ich zur Verrätherin werde," fuhr die Frau Minister lachend fort. "Erinnern Sie sich nicht des Goethe'schen Wortes, daß man den Damen kühn entgegen kommen müsse?"

"Gewiß," versicherte Klinsky, obgleich dies nicht ganz der Wahrheit gemäß war, denn er erinnerte sich nur, daß Goethe den "Faust" geschrieben habe und den fand er sehr langweilig. Er besaß viele äußere Vorzüge, eine hübsche, kräftige Gestalt, ein männlich schönes Gesicht, ein paar Augen, die halb keck und halb schwermüthig blickten, Gewandtheit in den Gesellschaftsformen; dafür war er in geistiger Beziehung etwas zu kurz gekommen, obgleich er das durchaus nicht einfaß. Seine Kameraden hatten auf die erste geistreiche Bemerkung, die er machen werde, einen ziemlich hohen Preis gesetzt; er hielt dieselbe aber mit großer Hartnäckigkeit noch immer zurück.

"Mich hat die Beobachtung, daß der Freiherr dem Fräulein den Hof macht, zurückgehalten," fuhr er fort; "mir wurde sogar erzählt, daß er sich im Stillen bereits mit ihr verlobt habe."

"Das ist eine Thorheit, denn mein Schwiegersohn denkt gar nicht daran!" fiel die Excellenz ein. "Feodora von Stegentesch ist seine Nichte und außerdem sein Gast; er unterhält sich gern mit ihr und freut sich über ihr heiteres Wesen, ein anderer Gedanke ist nie in ihm aufgefliegen; ich weiß sogar, daß er sich freuen würde, wenn sie sich verlobte und ich hoffe, daß es bald geschehen wird, da sie nicht allein schön, sondern auch reich ist."

Diese letzten Worte schienen auf den Lieutenant einen ganz besonderen Zauber auszuüben, denn er richtete seine Gestalt gerade und strich die weißen Handschuhe an den Fingern glatt.

"Es würde meinem Schwiegersohne sehr unangenehm sein, wenn er von dem thörichten Gerüchte, welches Sie erwähnt haben, Kenntniß erhielte," fuhr Frau von Warberg fort. "Sie werden ihn zu Dank verpflichten, wenn Sie diesem Gerüchte mit Entschiedenheit widersprechen. Nun, Herr Lieutenant, versuchen Sie selbst Ihr Glück, dem Muthigen gehört die Welt und Sie dürfen der Hoffnung Raum geben, aber — aber . . ." Sie legte den Finger auf den Mund und verließ lächelnd das Zimmer.

Der Lieutenant blickte ihr sehr vergnügt nach, denn ihre Andeutungen hatte er sehr wohl verstanden. Die Bemerkung, daß Feodora reich sei, war für ihn entscheidend, denn obgleich er nicht zu den Rittern des Geistes gehörte, hatte er doch die Ueberzeugung gewonnen, daß für seine Verhältnisse eine reiche Heirath eine Nothwendigkeit sei.

Er trat vor den Spiegel, nahm eine kleine Bürste aus der Tasche und brachte sein Haar in die untadelhafteste Ordnung; er zog den Rock etwas herab, um die Taille zu verlängern und kehrte dann in den Saal zurück. Feodora un-

terhielt sich mit dem Freiherrn, und unbefangen trat er an sie heran. Er besaß den Vorzug, nie verlegen zu werden, denn wenn er auch eine Thorheit gesagt hatte, so befand er sich doch in der glücklichen Lage, es nie einzusehen.

In kühnster Weise knüpfte er mit Feodora eine Unterhaltung an, und obgleich der Blick des Freiherrn ihn wenig ermunterte, so ließ er sich doch nicht zurückschrecken. Die Excellenz hatte ihm gesagt, daß Feodora seine Huldigung wünsche und nun war er entschlossen, Allem zu trotzen, um Alle zu besiegen.

Feodora schien sich über die Kühnheit des Lieutenant zu amüsiren, denn lächelnd ging sie auf die Unterhaltung ein. Der Freiherr versuchte vergebens, derselben eine andere Richtung zu geben und zu dem Gespräche über Musik, welches er mit Feodora geführt hatte und die er sehr liebte, zurückzuführen, allein Klinsky ließ sich nicht im Geringsten fördern, ohnehin kannte er von Musik nichts weiter als einige Parademärsche und Operettenmelodien, die er mit ziemlicher Fertigkeit zu pfeifen verstand.

Sichtbar mißgelaunt wandte der Freiherr sich ab; es ärgerte ihn, daß Feodora an dem Blandern des Lieutenant Gefallen fand. Er trat in ein Fenster und, halb hinter dem Vorhange versteckt, beobachtete er Beide.

Feodora schien sich in der That sehr gut zu amüsiren, denn sie lachte wiederholt. Die Kühnheit des Lieutenant, die völlige Ungezwungenheit seiner Unterhaltung konnten ein junges Mädchen, das ihn nicht näher kannte, leicht täuschen. Schon nach kurzer Zeit hatte er das Gespräch dahin gebracht, daß er Feodora eine Wette anbot, die sie lächelnd ablehnte. Es war nämlich diese Gesprächswendung ein kleines Taschenspielerkunststück, welches er sehr gut verstand, und da die Damen meistens darüber lachten, so war er sehr stolz darauf und hielt es für geistreich.

Der Freiherr schien ernstlich zu grollen, denn die Excellenz, die ihn nicht aus den Augen ließ, bemerkte, daß seine Rechte in aufgeregter Weise mit der Uhrkette spielte, und das war stets ein sicheres Zeichen seiner Erregung. Sie war mit sich außerordentlich zufrieden, denn ihre Berechnung, die sie auf die Empfindlichkeit und leichte Verletzbarkeit ihres Schwiegersohnes gebaut, hatte sie nicht getäuscht.

Als nach einiger Zeit das Zeichen zur Tafel gegeben wurde, reichte der Freiherr einer älteren Dame den Arm, um sie zu Tische zu führen, während Feodora der Bitte des Lieutenant folgte.

Der Freiherr war sichtbar verstimmt, denn er sprach nur sehr wenig; dann und wann glitt sein ernster Blick zu Feodora hinüber, die noch immer sich vortrefflich zu amüsiren schien.

Die Excellenz hatte eine doppelte Genugthuung: einertheils bemerkte sie die Mißstimmung ihres Schwiegersohnes, sodann entging es ihr nicht, wie die Frau von Stegentesch in sichtbarer Unruhe Feodora mahnende Blicke zuwarf, die diese indessen gar nicht bemerkte.

Als die Tafel beendet war und die Gesellschaft sich entfernte, trat Klinsky zu der Excellenz, um ihr die Hand zu küssen.

"Nun, haben Sie sich gut amüsirt?" fragte sie leise, aber mit bedeutungsvollem Lächeln.

"Göttlich!" versicherte der Lieutenant. "Sie haben bemerkt, wie recht Goethe hat!" fuhr die Frau Minister fort.

"Ich schwärme für ihn!" betheuerte Klinsky. "Darf ich morgen meine Aufwartung machen, um mich zu erkundigen, wie den Damen der Abend bekommen ist?"

"Kommen Sie Mittags um ein Uhr," entgegnete die Excellenz hastig und entzog ihm ihre Hand, denn sie erblickte den Freiherrn in ziemlicher Nähe und wollte ihm nicht zeigen, daß sie mit dem Lieutenant sprach. Nicht ohne Grund hatte sie die Stunde bestimmt, denn um diese Zeit pflegte ihr Schwiegersohn regelmäßig einen Spazierritt zu machen.

5.

Das Glück schien die Excellenz ganz besonders zu begünstigen. Am folgenden Tage wurde die Frau von Stegentesch durch heftigen, nervösen Kopfschmerz, an dem sie öfter litt, an ihr Zimmer gefesselt, denn es gab für sie bei diesem Uebel kein anderes milderndes Mittel, als einen Tag vollständiger Ruhe. Sie erschien schon am Morgen mit Feodora nicht zum Kaffee, auch der Freiherr nahm denselben auf seinem Zimmer.

Die Frau Minister sah ihren Schwiegersohn den ganzen Vormittag nicht. Früher als sonst ließ er sich gegen Mittag das Pferd vorführen, um spazieren zu reiten. Nun ließ die Excellenz Feodora ersuchen, ihr Gesellschaft zu leisten, und sie empfing das junge Mädchen im Salon mit größter Freundlichkeit.

Noch einmal besprach sie mit ihr die Gesellschaft des vorhergehenden Abends und wußte bald das Gespräch auf den Lieutenant von Klinsky zu bringen.

"Wie hat er Ihnen gefallen, er war ja Ihr Tischnachbar?" fragte sie.

Unwillkürlich zögerte Feodora mit der Antwort, weil ihre Mutter sie wegen ihrer Freundlichkeit gegen den Lieutenant bereits mit den heftigsten Vorwürfen überhäuft hatte; sie konnte indessen nicht leugnen, daß er sie sehr gut unterhalten habe.

"Er ist ein prächtiger Gesellschafter," versicherte die Excellenz. "Ich habe ihn wirklich gern, und wenn ich noch ein junges Mädchen wäre, so würde er mir sehr leicht gefährlich werden können, denn seine ganze Erscheinung ist eine überaus gewinnende und hübsche."

Feodora warf ein, daß sie ihn geistig nicht für bedeutend halte.

"Da thun Sie ihm wirklich Unrecht," fiel Frau von Warberg fast eifrig ein. "Ich will mir über seine Fähigkeiten kein Urtheil anmaßen, allein kürzlich sprach ich zufällig mit dem General von Keller, mit dem er verwandt ist, über ihn, da versicherte mich der General, daß er ein sehr tüchtiger und fähiger Offizier sei, der einer glänzenden Zukunft entgegengehen dürfe, denn er habe schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeits des Generalstabes und des Kriegsministers auf sich gelenkt. Dies Urtheil ist für mich um so maßgebender, weil ich weiß, wie zurückhaltend die höheren Offiziere mit ihrem Lobe über jüngere sind."

Das war nun freilich nicht wahr, allein die Excellenz rechnete die kleine Unwahrheit in die Rubrik der Nothlügen, die nach ihrer Ansicht nicht allein vollständig gestattet, sondern für ein diplomatisches Verfahren sogar unumgänglich nothwendig waren.

Es gelang ihr um so leichter, Feodora über den Lieutenant die günstigste Meinung beizubringen, weil diese noch gern an die amüsante Unterhaltung am Abende zuvor dachte. In diesem Augenblicke meldete der Diener den Lieutenant von Klinsky an.

"Ah!" rief die Excellenz, als ob sie sehr überrascht sei. "Führen Sie den Herrn Lieutenant hierher."

Kaum eine Minute später trat Klinsky ein. Die Excellenz begrüßte ihn sehr freundlich und drückte ihm bedeutungsvoll die Hand.

"Sie treffen meinen Schwiegersohn leider nicht zu Hause und müssen sich deshalb unsere Gesellschaft gefallen lassen," fügte sie lächelnd hinzu.

Für Klinsky konnte keine Nachricht willkommener sein, denn der Freiherr hatte ihm am Abende zuvor sehr kühl gute Nacht gesagt. Er versicherte, daß es nur der Zweck seines Besuches sei, sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen.

Feodora bemerkte, daß sie sich nie wohler fühle als nach einem Balle oder einer Abendgesellschaft.

"Gnädiges Fräulein, dann geht es Ihnen wahrhaftig ebenso wie mir!" rief der Lieutenant. "Wenn ich eine Einladung zu einem Balle oder einer Gesellschaft erhalte, dann ist mein Diener sehr fidel und erfreut, weil er weiß, daß ich dann am andern Tage sehr guter Laune bin; kürzlich ließ er in seiner Freude sogar den Wunsch verlauten, daß an jedem Abende ein Ball stattfinden möge."

"Sie wünschen dies wol nicht?" warf Feodora ein.

"Doch, gnädiges Fräulein, wenn Sie stets zugegen wären, würde ich mit Vergnügen zeitweilen jeden Abend auf einen Ball gehen," versicherte Klinsky.

Die Unterhaltung nahm einen animirten Charakter an und Feodora war sehr heiter, selbst die Excellenz gab einen Theil ihrer gemessenen Würde auf und lachte. Wer den Lieutenant nicht näher kannte, vermochte schwer zu errathen, ob seine oft sehr naiven Bemerkungen nur ein Scherz waren oder seine Ansicht ausdrückten; Feodora schien das Erstere anzunehmen.

Während die beiden Damen mit dem Lieutenant noch in dem Salon saßen, kehrte der Freiherr früher als gewöhnlich von seinem Spazierritte zurück. Der Diener eilte ihm entgegen, war ihm beim Absteigen behilflich und meldete ihm, daß der Lieutenant von Klinsky im Salon sei.

"Der Lieutenant von Klinsky?" wiederholte der Freiherr halb erstaunt und halb unwillig und trat, ohne eine Antwort abzuwarten, schnell in das Haus. In unangenehmer Weise wirkte noch die Erinnerung an den vorhergehenden Abend in ihm nach; was führte den Lieutenant schon wieder zu ihm?

Durch ein Nebenzimmer wollte er sich in den Salon begeben, kaum hatte er dasselbe indessen betreten, als er Feodora's heiteres Lachen vernahm, auch Klinsky's Stimme hörte er, und unwillkürlich stand er still. In einem Spiegel sah er, daß auch seine Schwiegermutter zugegen war; ihr Gesicht erschien ausnehmend freundlich.

In seiner Brust kämpften Eifersucht und beleidigter Stolz. Deutlich hatte er Feodora gezeigt, daß er sie liebe; sie schien sich indessen bei der Unterhaltung des Lieutenant besser als bei der seinigen zu amüsiren. Zenen schien sie vorzuziehen. Es würde ihn das weniger verletzen haben, hätte er nicht Klinsky's geistige Beschränktheit gekannt. Einen solchen Nebenbuhler zu dulden, gestattete sein Stolz nicht.

Er wollte in den Salon treten und dem Lieutenant unverbohlen zeigen, daß sein Besuch ihm nicht angenehm sei — schnell entschloß er sich anders und begab sich auf sein Zimmer.

Erregt schritt er in demselben auf und ab; Feodora's hübsche Gestalt trat vor ihn hin, dann vernahm er wieder ihr helles Lachen und die Erbitterung trug über sein Herz den Sieg davon. Er schellte dem Diener und trug ihm auf, der Excellenz zu sagen, daß er nicht zur Mittagstafel kommen werde, da er eine Einladung erhalten habe. Wenige Minuten später verließ er das Haus wieder.

In erbitterter Stimmung schritt er über die Straße hin, gleichgiltig, wohin der Weg ihn führe, am liebsten hätte er die Stadt ganz verlassen. Der Zufall führte ihm zwei Bekannte entgegen und mit ihnen begab er sich in ein Hotel, um dort zu speisen. Um seine Verstimmung zu verbergen, sprach er dem Weine und Champagner mehr zu, als seine Gewohnheit war, und als die Bekannten erzählten, daß sie am folgenden Tage eine ungfähr acht Tage währende Vergnügungsreise nach Hamburg unternehmen wollten, rief er: "Ich schließe mich Ihnen an!"

Nach dem Essen wurde ein Spiel begonnen und es war ziemlich spät am Abende, als er heimkehrte. Er bereute den Entschluß der Reise nicht, sondern hatte währenddem hinreichend Zeit, ihr Herz zu pflegen; gewann der Lieutenant noch mehr Raum darin, so konnte er den Verlust nicht bedauern. Hatten sich doch auch ihm schon mehrfache Bedenken gegen eine Verbindung mit seiner Cousine entgegengestellt, denn darüber konnte er nicht im Zweifel sein, daß es ihm nie gelingen werde, seine Schwiegermutter und Tante zu versöhnen, wenn er Feodora heirathete. Er mußte sich auf Intriguen und Streitigkeiten gefaßt machen und das beunruhigte ihn, da er jetzt im Ganzen ungestört lebte.

Als er am folgenden Morgen mit den Damen beim Kaffee zusammentraf, hatte er den Diener bereits beauftragt, seine Sachen zu packen. Er zwang sich durchaus ruhig und unbefangen zu erscheinen, wenn schon er gegen Feodora weniger aufmerksam war. Als ob durch seine Abwesenheit Niemand berührt werde, erzählte er, daß er verreisen müsse und mindestens acht Tage lang fortbleiben werde.

Es war interessant, den Eindruck dieser Worte zu beobachten; die Augen der Excellenz leuchteten freudig auf, während aus den Wangen der Frau von Stegentesch das Blut wich.

"Ist der Entschluß so schnell gekommen?" fragte die Letztere, alle Kräfte aufbietend, um zu verbergen, wie beunruhigt sie war.

"Ja, gestern Abend erst," erwiderte der Freiherr. "Ich hoffe, Ihr werdet mich nicht zu sehr vermissen, denn ich werde die Mama bitten, Alles auszubieten, um Euch Zerstreuung und Unterhaltung zu verschaffen."

"Und Sie dürfen versichert sein, Herr Sohn, daß ich

Ihren Wunsch gewissenhaft erfüllen werde, da er mir zugleich Freude bereitet,“ fiel die Excellenz mit freundlichstem Lächeln ein. Frau von Stegentsch schwieg; an den Augen der Frau Minister errieth sie, daß derselben eine Intrigue, welche sie freilich noch nicht klar zu durchschauen vermochte, ge- glückt war.

„Wohin wird Ihre Reise Sie führen?“ fragte sie. „Nach Hamburg,“ entgegnete der Freiherr. „Es ist in- dessen leicht möglich, daß ich diese Gelegenheit gleich zu einem Ausfluge nach London benutze.“

„Ist derselbe bei Ihrer Abwesenheit von acht Tagen bereits mit in Berechnung gebracht?“ warf Feodora ein. „Das würde kaum möglich sein,“ gab der Freiherr zur Antwort. „Ich kenne London noch nicht und diese Stadt bietet so außerordentlich viel des Sehenswürdigen, daß das- selbe allein wol mehr als acht Tage in Anspruch nehmen wird.“

Frau von Stegentsch und Feodora schwiegen. Die Ex- cellenz konnte kaum ihre Freude verbergen, indessen wagte sie nicht, ihrem Schwiegersohn zu der Reise nach London noch zuzureben, weil sie wußte, wie leicht derselbe Verdacht schöpfe und wie gern er ihrem Wunsche entgegenhandelte.

Noch an demselben Tage reiste der Freiherr ab. Die Excellenz schien Wort halten zu wollen, denn sie war gegen die beiden Gäste ausnehmend freundlich, sie sah ihre Feindin unterliegen und eine größere Freude konnte es kaum für sie geben. Frau von Stegentsch, welche durch die Ab- reife des Freiherrn sich tief beleidigt fühlte — denn daß er nur verreiste, — um ihnen auszuweichen, war für sie nicht mehr zweifelhaft — würde ohne Zögern das Haus verlassen haben, wenn sie nicht das Verlangen gehabt hätte, die In- trigue ihrer Gegnerin zu entdecken.

In zuvorkommendster Weise lud die Frau Minister die beiden Damen am Nachmittage des folgenden Tages zu einer Spazierfahrt ein.

„Das Wetter ist so freundlich und mild, wie wir es kaum von dieser Jahreszeit noch erwarten können,“ fügte sie hinzu. „Lassen Sie uns den Sonnenschein benutzen, ich möchte Ihnen ohnehin gern einige Punkte in unserer Um- gebung zeigen, die nicht so arm ist.“

Frau von Stegentsch und Feodora folgten der Einla- dung. Sie fuhren spazieren und stiegen dann in einem dicht vor dem Thore gelegenen Garten ab, um sich zu erfrischen.

Der Lieutenant von Kinsky kam ihnen entgegen und pries den glücklichen Zufall, der ihn in den Garten geführt habe, und die Excellenz spielte meisterhaft die Ueberraschte, obgleich sie dem Lieutenant eine Karte gesandt und zum Be- such des Gartens aufgefördert.

Kinsky überbot sich in Liebenswürdigkeiten gegen Feo- dora, welche dieselben nicht ungern sah und selbst ihre Mutter schien von dem Lieutenant eine bessere Meinung zu bekommen. Schnell schwanden die Stunden des Beisammenseins.

Frau von Stegentsch mochte die Hoffnung auf ihren Neffen noch immer nicht aufgeben haben, und um dem Lieutenant nicht eine noch größere Annäherung an ihre Tochter zu gestatten, kehrte sie mit derselben am folgenden Tage heim. Sie behauptete, um ihre so schnelle Abreise zu begründen, daß sie durch einen Brief abzurufen sei, und sie hatte in der That einen Brief erhalten.

Die Excellenz vermochte ihre Freude kaum zu verbergen. (Fortsetzung folgt.)

Blücher als Gatte und Vater.

Von Fr. Kreschmar.

Wol von keinem der Helden, die sich auf dem Schlacht- felde unsterblichen Ruhm gewannen, leben im Gedächtniß der dankbaren Nachwelt so viele herzerfreuende Anekdoten aus dem Kriegsleben und den Friedenszeiten, wie vom alten Blücher.

Seine Heldenthaten auf dem blutigen Feld der Ehre preisen die Tafeln der Geschichte, seine echtdeutsche Verbtheit, die oft genug in unwürdige Grobheit ausartete, schildern seine mannichfachen Biographen in überaus ergöglichen Bei- spielen, aber das Einzelne um des Ganzen willen vergeßend, priesen ihn schon seine Zeitgenossen als den „Mann aller wahren Ehre, aller mannhaften Tugenden, den Spiegel echter hoher Ritterschaft, der Treue makel- loses Bild“ und als ein solcher lebt er in unserem, der Nachgeborenen, dankbaren Gedächtniß fort.

Dem aber, der es nicht wissen sollte, dem darf mit Freude und Genugthuung gesagt werden, daß der große Feld- herr, der Marschall Vorwärts, auch ein vortrefflicher Mensch war, ein zärtlich liebender, treu besorgter Gatte und Vater, der selbst im wildesten Kriegsgetümmel der Seinigen mit rührender Treue gedachte und über Alles ein glückliches Fa- milienleben schätzte.

Vielleicht ist aber nur wenigen unserer Leserinnen* Ge- naueres über Blücher's Eheleben bekannt und so dürfte es denn eine verdienstliche Aufgabe sein, uns mit seinen Fa- milienangelegenheiten etwas eingehender zu beschäftigen und ihn in seinen Beziehungen zu Gattin und Kindern zu betrachten.

Wir schicken voraus, daß Blücher zweimal und zwar das andere Mal mit einer geborenen von Colomb verheirathet war, einer Dame, die geradeaus dreißig Jahre weniger als er zählte, der aber der greise Held, dem die Pflicht ritterlicher Verehrung gegen das schöne Geschlecht eine der vornehmsten Tugenden war, in aufrichtiger Zärtlichkeit bis an seinen Tod zugehan blieb. Sie und seine Kinder (aus beiden Ehen) waren der Gegenstand all seiner Sorge und wie er noch kurz vor seinem Tode zu der ihn pflegenden Gemahlin äußerte: „ich sterbe gern, nur um deinetwillen wünschte ich noch zu leben; denn wenn ich erst nicht mehr bin, wirst du es doch empfinden!“ und sein erstes Wort zu dem an sein Sterbebett eilenden König war: „ich empfehle Ihnen meine Frau!“ so hat er in langer und gegewerter Ehe kein größeres Glück gekannt, als für die Seinen werththätige Sorge zu entwickeln und sie

in Verhältnissen zu hinterlassen, die des Namens Blücher würdig seien.

Er war ein ritterlicher Herr und wahre Schönheit wußte er stets zu ehren, die der Seele und des Körpers, und wie bei seiner Gemahlin „der liebenswürdige Ausdruck der Züge das treue Abbild von ihrem Innern“ war, so hat der Held sie verehrt, getreulich und ohne Wanken durch alle guten und bösen Stunden seines vielbewegten Lebens. Das Nachfolgende mag solches durch einige bescheidene Skizzen belegen.

Das von uns Gebotene ist zu größerem Theile den Briefen entlehnt, die Blücher aus den Feldzügen 1813—15 an die Gemahlin schrieb, nachdem er im März 1813 den Oberbefehl über die Truppentheile übernommen hatte, welche bald darauf als schlesische Armee sich und dem Führer den höchsten Ruhm erkämpften sollten.

Vor Allem berührt uns die Sorge angenehm, die er der Gattin auch darin bewies, wie sie sich während seiner Abwesenheit einzurichten, wie sie die Zeit zu verbringen habe und mit wem der zahlreichen Verwandten sie zusammen leben solle. Hier sind seine Rathschläge und beziehungsweise Anordnungen ganz genau und selbst die in Kriegszeiten diffizilen Reiserouten verzeichnet er aufs Gewissenhafteste. Schon die Anreden in den Briefen sind bemerkenswerth und charakterisiren den biedern, herzeng- guten Mann. Einmal heißt es schlicht: „Malchen“, dann „liebes malchen“, „liebes kind“, auch „liebes weib“ und „liebe male“, zumeist aber lauten sie: „Herzengslike Frau“ und wer ist, der zurechtweisen möchte, daß diese Anrede so recht vor Allen die tiefinnerliche Liebe erkennen läßt, die der Held der Gattin entgegenbringt?

Und wie er oft und bei jeder Gelegenheit Briefe in die Heimath sandte, so lag auch ihm am Empfange recht vieler und reichhaltiger Nachrichten, deren Lectüre seinem Herzen offenbar sehr wohl that, und so findet denn in vielen seiner Schreiben die Sorge Ausdruck, warum wohl, da doch alle Anderen (seines Hauptquartiers) Nachrichten aus der Heimath erhielten, er allein leer ausgegangen sei: „Ich bin unbeschreiblich unruhig um dich da ich keinen briff erhalte und doch an mich und viele andere auß Breslau brive eingehen, Gott gebe, daß du nicht durch krankheit abgehalten bist, aber ich dagte, denn würde die Girohn (Frau von Girodz, seine Nichte) mich doch schreiben“ und gleich darauf: „Schon lange bin ich wider ohne nachricht von dich und daß beunruhigt mich sehr, freilich ist die entfernung nun groß“ und endlich: „Ich sehne mich wider nach einem briff von dich.“

Alle diese Briefe bekümmern sich eifrig und mit nicht ermüdender Sorge um das Wohlergehen der „Herzigen male“ und auch das rein Neugierliche muß oft genug als Gegenstand für längere Erörterungen dienen. Wo sie in den kriegerischen Zeiten wohnen und wohin sie sich im Falle seines Vormarsches begeben solle, das ist eine seiner vornehmsten Sorgen und da er zu Anfang des Feldzuges wol noch nicht gar glänzend stürmt, eher noch verschuldet war, so hat er die finanziellen Fragen oft genug in den Kreis seiner Berechnung zu ziehen: „was willst du allein in Breslau machen? suche dich mit deinem wihre zu einigen, daß er die meubell befehdt, was die miethe anbelangt, so bin ich gesezlich nicht gebunden, daß ganze Jahr auß zu halten, den als Soldat der vor Service sich eine Wohnung sucht, ist es gesezlich festgestelt, wie lange er, wenn Marchirt wird, seine miethe bezahlen muß.“ Bald aber ändert sich die Sachlage und mit den Anerkennungen seines Königs wachsen auch seine Einkünfte, und als er gar den Rang eines Feldmarschalls erhält, da weiß er mit der Gattin, die eine sparfame Hausfrau gewesen zu sein scheint, ein ernstes Wort zu reden und mit großer Würde schreibt er im October 1813: „als frau feldmarschallin mußt du nun anstendig leben und sey nur nicht geizig und laß dir was abgehen ich kriege nun doch ein ansehnlich Gehalt. Schreib mich ia balde, ich habe 4 Schöne Schimmel vor dich, auch 2 mauß Esell, wenn ich sie nuhr zu Dich hin kriegen könnte.“ Aus Ramur wiederholt er ihr im Jahr 1815 seine Meinung über die gemeinsame Zukunft und schreibt: „unsern Wird sage nuhr ich behalte daß Haus uf jeden Fall, und degte zu winter gewiß wider darin zu wohnen, wünschte aber mehr stalling, den 12 pferde werde ich doch immer halten.“ Daß er in Frankreich, welches wie heute so vor Allem damals als das Eldorado des guten Geschmacks galt, mancherlei Schmuck und Zierrath für die junge und schöne Gemahlin kaufen mußte und auch gern kaufte, kann uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß er im Ritterdienst gegen die Gattin unermüdet war und einen besonderen Stolz darin setzte, Besieger nicht nur der feindlichen Heere, sondern auch der Frauenherzen zu sein.

„Ich werde hir (in Nancy) schöne Fußdecken kaufen, ich kan dich nicht sagen, was es hier vor schöne Spiegell gibt aber wie bringt man sie fohrt?“ Und als er in Paris nach der zweiten Einnahme (offenbar in der Gemahlin Auftrag) mancherlei Stoffe einkaufen muß, weiß er sich keinen besseren Rath, als eine Fran von bewährtem Geschmac bei seinen Ein- käufen zu befragen, und so kam er denn der Gemahlin schreiben: „Seidene kleider und spitzen oder Poinz wie ihr sie nent habe ich gekaufft die Generallin müßling hat die kleider aufgehucht,“ und gleich darauf theilt er ihr aus Compiegne mit: „ich habe durch Ribentrop 2 Zimmer Fußdecken 2 große Spigell, und 2 Uhren kaufen lassen, diese sachen werden an 2000 Thlr. kosten, nun laß ich dich noch Flohr und blumen kaufen,“ um in demselben Briefe, der überhaupt einer der interessantesten der ganzen Sammlung ist, das ehrliche Ge- ständniß abzulegen: „ich komme ahrn wie Hiob aus Frank- reich, den ich habe es mich zum Geseß gemacht, nichts zu nehmen und mein geld, was ich erspahrt habe ich in Paris veraußgab.“

Aber nicht nur die Gattin war der Gegenstand seiner un- ablässigen Sorge, auch die Kinder waren ihm gleichermaßen ans Herz gewachsen und wie seiner treuen Liebe auch das Kleinste nicht gering schien und er in Aufmerksamkeit und Artigkeiten unermüdet war, so weiß er, hat er sonst weiter nichts zu sagen, mit freundlichen Worten Grüße zu bestellen: „ist Frige (seine Tochter Friederika) noch da so küß und grüße sie und Amalie. Du hetst die Girod nicht von dich lassen sollen“ und dann: „küße die Frige die Girodz und die beide mädgens“ und auch der kürzeste Brief, nach heißer Schlacht geschrieben, entbehrt nicht solcher freundlichen Worte, die den Betreffenden sagen mußten, daß es nicht eitle Phrasen, son- dern Zeichen aufrichtiger Liebe und Zuneigung seien.

In erster Reihe mußte aber Blücher (und wie könnte es bei diesem alten Soldaten anders sein?) für seine Söhne Franz

und Gebhard besorgt sein, die beide gleichfalls Soldaten mit ihm gegen den Corsen kämpften und gleich ihm furchtlos im Schlachtgewühl standen, des Namens Blücher eingebent und werth, wackere Pfleger des vom Vater überkommenen Ruhmes.

Dem jüngeren, Gebhard, war nach dem Sturm und Drang der Kriegsjahre ein behagliches Leben beschieden, wie er denn, gesund aus vielen Kämpfen und Schlachten hervor- gegangen, später als höherer Militär die Früchte seiner Tapfer- keit genießen konnte und erst nach längerer Dienstzeit betagt in Zauche bei Breslau starb.

Nicht so der ältere, Franz, ein Heldenjüngling voll Muth und Feuer, dem selbst der Vater das Zeugniß nicht versagen konnte: „der arme Franz hat unglück, aber seine Hitze ist zu groß.“ Dieser Franz sollte dem greisen Helben noch den bittersten Kummer bereiten und ihm (freilich stets wider seinen Willen) selbst noch den Todeskampf erschweren.

Denn wenn Blücher im October 1813 schreibt: „ihr werdet Franz sein Schicksal nun Schon wissen, ich hoffe zu gott er wird durchkommen,“ so war das leider eine Täuschung, da später die bei Dresden erhaltenen Wunden sich als unheil- bar herausstellten und eine solche Wirkung hatten, daß Franz zuerst in Tobsucht und dann Geistesunnachtung verfiel.

Herzzerreißend klingen die Klagen aus dem Munde dieses Vaters, der hinter einer rauhen Schale ein nur zu weiches Herz verbarg und der, alles Andere vergessend, in den größten Augenblicken seines Lebens nur des unglücklichen Sohnes ge- dachte, des Stolzes seiner Seele, des Lieblings, in dem er den Erben nicht nur seines Namens, sondern auch aller seiner mili- tärischen und bürgerlichen Tugenden sah, des Helden, der im Kampfe gegen den Erbfeind seinen Muth mit jähem Unglück und frühem Tode büßen mußte.

Da schweigt im Geiste der Soldat und der Mensch allein, der liebende Vater, tritt in seine Rechte; da vergißt er den Krieg und den Feldherrn und der unendliche Schmerz um den geliebten Erstgeborenen nimmt ihn ganz ein, alles Andere ge- bieterisch zurückdrängend. „Franz steht mich bestendig vor augen und kommt mich nicht aus dem gedechtniß, es ahndet mich bestendig, daß er tod ist, alle meine Freude auf Erden ist durch sein Schicksal vernichtet,“ und dann gleich darauf: „der Doctor gibt Hoffnung, wollte gott seine Besserung,“ und endlich: „Wilhelm schreibt mich daß Franz sich mit jedem Tag bessere, wollte doch gott ihm sein verstand wider geben den wollte ich die weld ruhig verlassen, nachdem ich alle meinigen so guth versorgt sehe.“

Aller Schmerz um den lebendig-todten Sohn äußerte sich aber in ergreifendster Weise in jenem Bekenntniß, das er 1816 an einen alten Freund seines Hauses that und das wiederum ein bereedtes Zeugniß für sein christliches und väterlich-treues Herz bietet: „Gott hat Großes an mir gethan, hat mir tausend- mal mehr Wohlthaten erwiesen, als ich elender Mensch je verd- dient. Aber, ich bin doch ein unglücklicher Vater!“

Und wen ergriffe nicht tiefe Mühnung, wenn er erfährt, daß selbst auf dem Sterbebette, als sein Geist sich schon un- nachtete, die letzten Gedanken und Senfer des Greises noch dem theuern Sohne galten, „dessen Bild seinem Leidenslager gegenüber hing und auf welches er immer und immer wieder seine starren Blicke richtete!“

Er war in Allem gleich groß, ein Held und Mensch, dem keine Tugend fremd war und dessen Herz in hingebender, opfer- freudiger Liebe für die Angehörigen schlagend die ganze Welt in gleicher Treue umfaßte. Er war ein Mensch nicht ohne Schwächen, wer wollte das leugnen? und die Geschichte, welche mit gerechtem Maße mißt, hat ihm solche auch nicht nachge- sehen. Aber jene Schwächen gleichen den Schatten, die das helle Licht wirft, damit es selbst um so mehr strahle: sie ver- schwinden vor der Fülle der Tugenden des seltenen Mannes, dem über Alles die Pflicht gegen Gott, König, Vaterland und Familie galt.

Wüßte Jeder, der da stirbt, gleich ihm zu den ihn Um- stehenden sagen können: „Sie haben viel von mir gelernt, nun sollen sie auch von mir lernen, wie man ruhig stirbt.“ — Wer so lebte, deß Leben ist köstlich gewesen und wer so stirbt, der stirbt wohl.

Morgentoilette.

(Siehe die Illustration.)

Fröhen Gesine Steen wohnte in einem kleinen Häuschen, das roth an- gestrichen war und dessen Thür und Fensterbalken in lebhaftem Blau pran- gen — das war holländischer Geschmac und gefiel auch Fröhen Gesine gar nicht übel, denn, wenn sie bei klarem, schönem Wetter aus ihrem Fenster sah über die Wellen und Bogen des Dollart nach Delfzijl drüben im Nachbar- land Holland, konnte ihr Auge sogar klarfarbene Häuser mit grünen Dächern wahrnehmen und diese Zusammenstellung fiel ihr so wenig auf, wie uns rothe Bäden bei grünen Aepfeln. Fröhen Gesine fühlte sich überhaupt in ihrer friesischen Heimath sehr behaglich, sie liebte das ebene, grüne Mar- schland und die seltsam stille, grau-rosa duftige Haide dahinter. Sie fand die langen, gleichmäßig dahinfließenden Dämme nach der See zu sehr schön und wenn die Wimpel der Schiffe darüber hinwegzogen, so fand sie dies so romantisch, wie die Schweizer ihre Berge. So war auch das Meer ihr so vertraut, wie ihr Gärtchen hinter dem Hause. Die See war ihr Thermo- meter, Barometer, ihr Tageblatt, ihre Leihbibliothek. Dort sah sie die Jahreszeiten entstehen, von dort erfuhr sie alle Neuigkeiten in ihrem stillen Leben, dort ruhten ihr Gedanken auf jedem Schiffe und sie dachte sich dabei Romane nach ihrem Geiste. So zum Beispiel, wenn ein brauner Klutter auf dem Wasser schaukelte und durch dessen getheerte Segel die Sonne roth schimmerte, erblickte ihr inneres Auge am Steuer einen Mann stehen, der ganz so aussah, wie ihr Ideal, blaue Augen hatte, krause, hellgelbe Haare, rötliche Gesichtsfarbe, die gewaltige Gestalt mit blauer Friesjaede bekleidet, nicht trant, nicht fluchte, wenn er am Lande war, Sonntags zur Kirche ging und die Matrosentotale der Gafentände nicht besuchte. Gesine war schon in die Jahre gekommen, wo sie ein Ideal denken konnte, und da Mutter und Vater todt, sie auf ihrem kleinen Erbe majorem und unabhängig wohnte, so durfte sie ja auch ungehindert ihr Ideal sich auswählen, was dort oben, wo sehr viel Traditionelles und Väterlich-Conventionelles herrscht, nicht immer stattfindet. Aus diesem Grunde machte wol auch Gesine, wenn schönes Wetter war und sie die Schiffe auf dem Dollart gut sehen konnte, besonders sorgfältige Toilette. Da stand sie dann in ihrer Kirche, die zugleich Wohn- zimmer war, vor dem schräg am Balken hängenden Kleinen, aber echt Bene- dianer Spiegelchen, das ihr Großvater von einer ertragreichen Fahrt einst aus Murano mitgebracht, frisch sich die goldblonden Haare, zog die Stirn- löcher unter dem weißen Flügelhäubchen recht kraus, band ihr schnee- weißes Büfentuch um und fädelte ihren rosa, gelb und roth geblumten Rock, drehte sich und wendete sich und betrachtete ihre kräftige und doch fein zierliche Gestalt, während die von der Decke herabhängende Thema- schine, in der das Wasser nie ausging und unter der das Feuer nie ver- löschte, denn Fröhen Gesine trant nach Landesfittie stündlich eine Tasse Thee, summt und ummt und Gesine vorang: daß ihr Ideal auf dem Wasser schwimme in dem braunen Klutter und daß er eines Tages plöglich an ihrem Häuschen vorübergehen könnte, sie erblicken, stehen bleiben . . . und daß sie für diesen hochwichtigen Moment so sauber, hübsch und reizend wie möglich gekleidet sein müßte. Der Dettessel war ein altes Familienstück, er hatte wol schon drei Generationen Steen's geniest und Gesine hätte es für sehr pietätlos gehalten, seinen Rathschläge nicht zu folgen.

* Colomb, E. von, Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—15. Mit zwei facsimilirten Briefen Blücher's, einer Silhouette der Fürstin Blücher und einem Bilde: Der König an Blücher's Krankenbett. Stuttgart, J. G. Cotta. Preis: M. 5.

Der bessere Zweite.

Humoreske von Otto Girndt.



ennen dürfen wir ihn nicht, nur vom „Doctor“ dürfen wir reden und hinzufügen, daß er kein Helfdoctor ist (wie ein kleines Mädchen einmal den Arzt bezeichnete), sondern als geschätzter Philologe an einer höheren Lehranstalt thätig. Alle Hundstagsferien, die Gott werden läßt, entschwindet der Doctor nach Tirol, um sich am Alpenstock von der sitzenden Lebensweise der übrigen Zeit des Jahres zu erholen. Seit er zum ersten Male dort das Nationallied mit dem Refrain gehört:

„Dirndel, wie ist mir so wohl
In den Bergen von Tirol!“

gibt es für ihn kein anderes Land der Erde mehr; Großglockner und Benediger ragen in seine Träume selbst dann hinein, wenn es auch bei uns an Schnee und Eis nicht fehlt und der norddeutsche Mensch im Allgemeinen lieber an Glühwein, als an Gletscher denkt.

So oft unser Freund schon bis zum letzten Sommer seine Gebirgstour zurückgelegt, stets kam er frisch und freudig heim; nur diesmal sahen wir ihn niedergeschlagen wieder, konnten jedoch wochenlang die Ursache nicht ermitteln, bis eine mittheilsame Stunde uns sein Herz öffnete. Wir werden uns, wie gesagt, hüten, ihn zu nennen. Erkennt ihn Jemand aus der Zeichnung unres Malers, so trifft diesen die Schuld der Verrätherei, warum porträtiert er so ähnlich?

Die Sache verhält sich folgendermaßen: der Doctor war mit der Unbekümmertheit des richtigen Junggesellen regelmäßig nur in Begleitung einer kleinen Wandertasche, die nichts weiter, als die notwendigste Leibwäsche enthielt, auf die Reise gegangen; an eine Koffer für seinen grauen Sommeranzug hatte er nie gedacht. In früheren Jahren war er auch immer mit dem einen Rock und dem einen Paar Beinkleider vortrefflich ausgekommen, aber was in tausend Tagen nicht geschehen, heute geschieht's einmal plötzlich, und dann ründert den Begebenheiten folgen.

Als am 4. Juli der Zug, der den Doctor trug, von München über Rosenheim hinaus war, lehnte sich der Philologe aus dem Coupéfenster und bemerkte bei der Annäherung an die Station Brannenburg auf einer schlichten Bank im Freien eine Menschengruppe, die ihn momentan von der Betrachtung der Gebirgskette abzog, nämlich einen Vater von vier Töchtern eingeeengt. Ein wohliges Lächeln glitt über die Züge des Reisenden, indem er sich, den freien Mann, mit jenem verglich, der die Beine übereinander geschlagen und die Arme verschränkt dasaß, um möglichst wenig Platz einzunehmen. Da hielt plötzlich die Locomotive — eine Schraubenfeder war nicht in Ordnung — und zwar hielt sie der Bank so nahe, daß der Doctor das Familienbild genau ins Auge fassen konnte. Jetzt verlor der Gedanke, Vater von vier Töchtern zu sein, viel von seiner Schwere, denn inmitten dieser Töchter mußte es sich ganz angenehm sitzen.



seiner Zutraulichkeit Grenzen zu halten. Und in unmittelbarer Antnüpfung fährt sie fort: „Sie gehen doch wol nur als Passant durch?“

„Ich habe keine bestimmten Pläne,“ erklärt er. „Wie lange bleiben Sie, Cousinchen?“

Wieder ihr hinreißendes Lachen: „Wollen Sie mir Gesellschaft leisten?“

„Wenn ich darf?“

Gemeßener versteht sie: „Ich erwarte Briefe von Innsbruck, aber nicht vor morgen Abend. Bis dahin associiren wir uns meinetwegen!“

Er war ungemein damit einverstanden. Die Alm ward gemeinschaftlich verlassen, der Abend auf der Veranda der Scholastika zugebracht, und der Doctor erfuhr bei einer Flasche Terlaner, welch unzuverlässiger Gatte und Geschäftsmann Frau Emma's Seliger gewesen. Ihre traurige Vergangenheit erhöhte des Zuhörers Sympathie für die vierundzwanzigjährige Erzählerin.

Da sie keine Freundin von Wasserfahrten war — beide Male, die sie den Ocean durchstern, hatte sie auf's Furchtbarste an der weltbekannten Krankheit gelitten — so kam der Doctor mit ihr am nächsten Morgen wieder den Bergwald hinan, wobei er galanter Weise ihr Gepäck trug, das sich nicht auf ein Plaid allein beschränkte, vielmehr noch in einer amerikanischen Hängematte bestand, die, als Emma ermüdete, zwischen zwei Bäumen ausgespannt wurde, um ihr als Wiege und Schaukel zu dienen. Wie grazios verstand die zierliche, schlante Figur in dem Baßgelecht zu ruhen! Und wie viel fleidamer war ihr heutiges Kleid noch, als das gestrige! Der Doctor hatte seine mit Frühstück gefüllte Tasche abgelegt, Hut und Schirm daneben, dachte aber nicht an Leibesnahrung und Nothdurft, denn durch seine Seele zog Tell's Monolog: „Hier thu' ich's, die Gelegenheit ist günstig!“ Es war eine Gesprächspause eingetreten, die großen dunklen Augen der Wittwe schweiften sinnend in die Ferne, der Cousin beobachtete sie ein Weilschen durch die Brille der Wissenschaft, ließ die Cigarre ausgehen und hob an:

„Hören Sie, Cousinchen!“ Er schwieg.

„Sie sah ihn an: „Nun, Cousin?“

„Sie sagten gestern — vielleicht mehr im Scherz, doch erlauben Sie mir, es ernst zu nehmen —“

„Was denn?“

„Sie sagten: vielleicht finde ich auf meiner Tour einen zweiten und bessern Mann.“

„Ja, das sagte ich.“

„Um besser, als Ihr Erster zu sein, dazu gehört nach Ihren Mittheilungen nicht viel. Wollen Sie es mit mir wagen?“

„Besser,“ rief sie überrascht, „sind Sie bei Trost?“

Der klassisch Gebildete behielt klassische Ruhe. „Warum

ziichte. Er tröstete sich mit der Hoffnung, den anziehenden Gestalten wieder zu begegnen, denn er hatte von den Lippen der Einen die Aeußerung aufgefangen, daß sie in einer Woche am Achensee sein würden. „Du kannst Dich ja,“ überlegte er, „so einrichten, daß Du in acht Tagen ebenfalls den See erreichst; da Du Tirol in allen seinen Partien kennst, ver schlägt es Dir nichts, wohin Du gehst.“ Er erinnerte sich, auch ehemals schon unterwegs schöne Mädchen getroffen zu haben; wie kam es, daß ihn die jungen Holländerinnen auf einmal lebhafter interessirten? Er wußte es selbst nicht. Doch beschloß er, der Anregung zu folgen, und nach einer Woche war er richtig am Achensee.

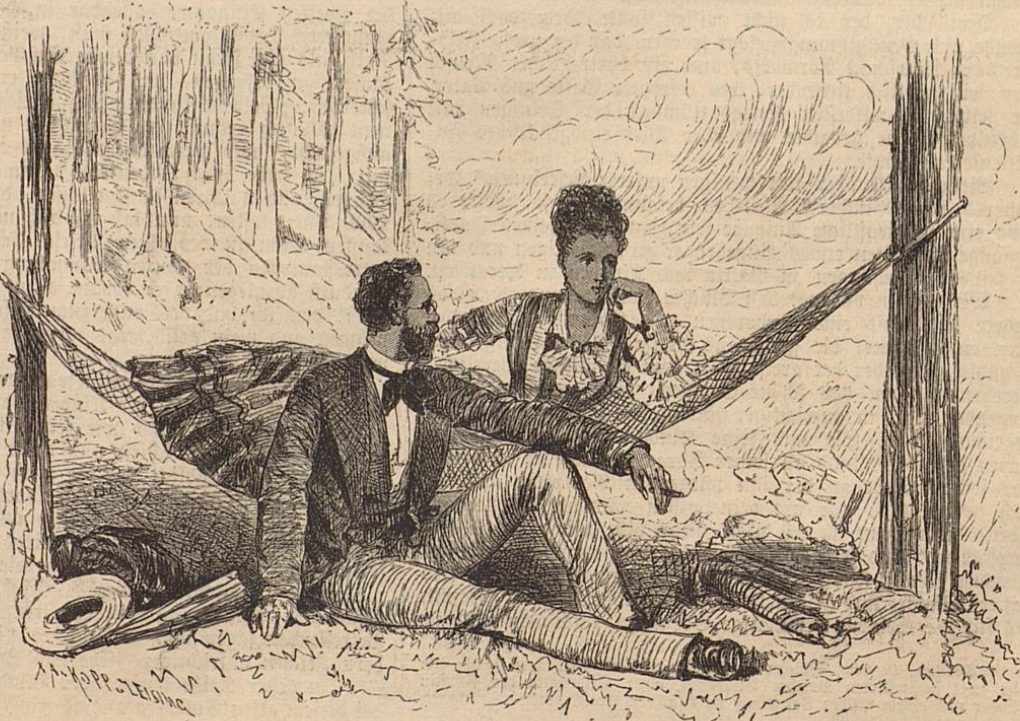
Aber wo sollte er die Familie nun suchen? In der Pertisau oder in der Scholastika? Daß sie eins dieser beiden beliebtesten Gasthäuser gewählt, schien ihm außer Zweifel. Er pilgerte zunächst in die Pertisau. Vergebens. Auch im dahinter liegenden Dorf wußte Keiner der Bauern, die im Hochsommer Fremde beherbergen, von Wijnheer und dem vierblättrigen Kleeblatt Kunde zu geben. Also zu Nachen über das blaue Wasser in die Scholastika! Abermals fruchtlose Nachfrage, die den Doctor entschieden verstimmt. Sollten sie ihre Tour geändert haben? Man glaubt nicht gern das, was man nicht wünscht. So reflectirte er denn, sie brauchen ja nicht gerade auf den Tag einzutreffen, sie könnten morgen, übermorgen sichtbar werden. Er wollte warten und nahm Quartier. Allein auf der ebenen Straße am See hin und her zu schlendern, das war kein Genuß für ihn; er mußte „steigen“ und stieg zur nächsten Alm empor. Die Sennhütte blickt ihm entgegen, eine Ziege, welche die weidende Kuhherde verlassen, klettert vom Gestein herab. Das Auge des Wanderers folgt dem nützlichen Thier, schweift aber unversehens ab; denn vor der Sennhütte sitzt beim Glase Milch eine junge Dame. Obgleich sie dem vacirenden Schulmeister den Rücken zuehrt und durch seinen hallenden Schritt nicht von ihrer Lectüre abgelenkt wird, sagt ihm sein Gefühl doch sofort: es muß Eine der gesuchten Vier sein. Er tritt näher, ein „Ha!“ prallt heraus, er steht vor keiner Niederländerin, aber vor einer Amerikanerin, das heißt vor einer importirten, einer weitläufigen deutschen Verwandten, die sich vor fünf Jahren nach Philadelphia verheiratet.

„Cousinchen!“ — „Cousin!“ — „Sie in Tirol? Und Ihr Mann?“ — „Da sieht man,“ entgegnet sie, „welchen Theil die werthe Verwandtschaft nimmt! Sie wissen nicht, daß ich meinen Mann schon vor achtzehn Monaten verloren?“ — „Herr Gott! Keine Silbe! Sie Aermste!“ — „Zu bedauern brauchen Sie mich nun gerade nicht, Cousin; ich war ziemlich unglücklich in meiner Ehe!“ — „Dann allerdings. Aber Sie müssen mir erzählen —“

Die junge Wittve scheint nicht aufgelegt dazu, denn sie unterbricht mit der Frage: „Sind Sie allein hier?“ — „Ich reise stets allein!“ — „Sie könnten sich doch inmittelst verheirathet haben?“ — „Ich bin immer noch ledig.“ — Die Cousine lacht: „Sie hören, Better, ich habe nach Ihnen soviel gefragt, wie Sie nach mir.“ — „Mit wem reisen Sie, Cousinchen?“ — „Auch allein!“ — „Wie? Eine Dame?“ — „Zu America lernt man andere Sitten. Vielleicht finde ich auf meiner Tour auch einen zweiten und bessern Mann.“

Sie sagt das ohne Leichtsinn im Ton, vielmehr mit einem gewissen sehnsüchtigen Ernst. Sie hat so herrliche Zähne, wenn sie lacht — die Holländerinnen sind vergessen, der Doctor steckt sich im Geheimen ein anderes Ziel. „Logiren Sie in der Scholastika, liebe Emma?“ forschet er.

„Zu dienen, Herr Cousin!“ betont sie leicht, als wollte sie ihm andeuten, in





Soll ich nicht bei Trost sein? Ich bin sehr bei Trost. Ich dachte zwar bisher nie daran, meinen Junggesellenstand aufzugeben, allein auf dieser Reise — er stockte einen Moment, holländische Bilder tauchten in seiner Erinnerung empor — auf dieser Reise haben sich meine Wünsche merkwürdig geändert. Ich bin weder zu jung, noch zu alt zum Heirathen, ich habe gerade die richtigen Jahre, und Sie können mir glauben, liebste Cousinchen, ich werde einen ganz guten Ehemann abgeben. Was meinen Sie?"

Er brauchte nicht auf Antwort zu warten. "Ich meine, ob ich aber auch eine gute Frau abgeben würde?"

"Kein Zweifel!"

"Für Sie?"

"Ich habe das beste Vertrauen zu Ihnen."

"Ob ich einem Gelehrten genügen könnte?"

"Gelehrt bin ich in der Schule, nicht im Hause."

"Wir müssen uns das Ding doch überlegen, Cousin."

"Was ist da noch zu überlegen?"

"Bis heute Abend."

"Aber nicht länger!" hob er den Finger.

Sie lächelte: "Guckt der gestrenge Herr Schulmeister hervor?"

"Nicht länger!" wiederholte er fest. "Man muß kein Thier quälen, geschweige einen Menschen. Sie sprachen von Briefen aus Innsbruck, die Sie heute Abend erwarten —"

"Von denen," fiel sie ein, "hängt es ab, ob ich morgen früh den See verlasse."

"Sie thun ja so geheimnißvoll?"

"Ein Mann darf nicht neugierig sein, das Vorrecht besitzen wir nur."

"Ich harre der Entscheidung in Geduld," schloß er das Capitel, begann sich jedoch plötzlich und fügte den Anhang hinzu: "Aber wie ist denn das? Die Post mit den Innsbrucker Briefen kommt doch nur Mittags von Jenbach herauf, wie wollen Sie da am Abend noch Sendungen erhalten?"

"Ist die Post das einzige Beförderungsmittel?" fragte sie gelassen zurück und ging auf ein durchaus gleichgiltiges Unterhaltungsthema über, indem sie sich ohne Beihilfe aus der Hängematte schwang. Das Möbel ward zusammengewollt, die Frühstückstasche blieb ungeöffnet, Cousine Emma ließ sich in die Scholastika hinunterführen, wo das Paar gerade anlangte, als die Post von Jenbach, die nach Achenkirch geht, vor die Thür rasselte, um sich einigen Inhalts zu entledigen. Der Rutschenschlag öffnete sich, zwei lange männliche Beine streckten sich hervor, ein ebenso langer Oberkörper mit eingedrücktem Hut folgte: Myrtheer! Eins, zwei, drei, vier moderne Damen-gewänder schwebten ihm nach. Der Doctor hatte kaum einen Blick für die Trägerinnen. Sie waren abgelöst in seinem Innern, ausgestochen, depossedit. Auch an der allgemeinen

"Ich will nur noch gute Nacht sagen!" — "Gute Nacht, gute Nacht, Cousin!" lachte es von drinnen. Aufgethan, wie er heimlich gehofft, ward ihm nicht. — Er zog sich zurück und brummte vergnügt: "Morgen fällt der Cousin ins Wasser!" Er ahnte nicht, wie doppeltinnig das Schicksal zuweilen unsere harmlosesten Worte gestaltet.

Schlag halb sechs Uhr stand er gestiefelt von Neuem an der Pforte, die ihn von Emma trennte. Schon um ein Viertel vor fünf Uhr hatte er seine Toilette begonnen und bei einem Blick ins Freie gewahrt, wie die Post, die in der Frühe von Achenkirch nach Jenbach zurückgeht, die holländische Familie mit Sad und Pack wieder aufnahm. Ob ihr der See nicht zufriedenem Lächeln, für sie. Er war Bräutigam!

Ein, zwei, drei Mal pochte er bei der Cousine an; jedes Mal stärker — Alles still! Er rief durchs Schlüsselloch hinein:

"Emma! Liebe Emma!"

"Alles still! Er drückt auf die Klinke, das Schloß gibt nicht nach. Er fliegt die Treppe hinab in die Küche zu den Mägden, fordert ihren Beistand, oben müsse ein Unglück

geschehen sein, die Bewohnerin des Zimmers lasse sich nicht erwecken. Da tritt ihm Nanni vom Herde entgegen:

"Die gnädige Frau ist ja schon vor vier Uhr fort!"

"Fort? Wohin?"

"Nach Jenbach!"

"Nach Jenbach zu Fuß?"

"I nein, mit unserm Wagen!"

"Und keine Bestellung an mich hinterlassen?"

Nanni sieht den dringenden Frager groß an und schüttelt das Haupt.

Sie hat ein Spiel mit Dir getrieben? Warum? Dahinter steckt mehr! Ich muß wissen, was!" Das sind die abgerissenen Gedanken, die dem Getäuschten durch den Kopf schießen. Er fordert augenblicklich einen Einpänner nach Jenbach, rafft seine sieben Sachen zusammen, erleichtert sein Portemonnaie und verheißt dem Kutscher ein Extratrunkgeld, wenn er ihn vor dem Abgang des ersten Bahnzugs aus Jenbach nach Innsbruck in den Fleder hinterschafft. Der rüstige Tiroler Bua verspricht sein Möglichstes, hält auch Wort, so lange es auf ebener Straße fortgeht, als aber die Chaussee sich steilab ins Achenthal zu senken anfängt, hören Galopp und Fahrkünste auf, der Himmelschuh muß angelegt werden und phlegmatisch schleichen die Räder in die Tiefe. Der Doctor erkennt, daß er auf eignen Füßen schneller vorwärts kommt, lohnt den Wagenlenker ab und eilt mit den Wesseln des kleinen Kasbach um die Wette zu Thal. Er erreicht Jenbach, stürmt am Bräu über durch die einzige enge Straße zum Bahnhof hinaus — da hält an der Einfahrt noch Emma's Kutsche, kenntlich an dem Ruderkahn, womit die Scholastika ihre Carrossen zeichnet. Der Kutscher, höchst gemächlich die Gütle fütternd und seine Stummelpeise qualmend, wird vom Doctor mehr angefallen, als angedet. Die Dame, die er gefahren, ist nicht mit dem Zug gereist, der vor fünf Minuten nach Innsbruck gedampft, ein Herr hat sie in Empfang genommen und ist mit ihr in einer schon bereit gehaltenen Equipage "nach Brizlegg zu".

So hat die Befolgung doch etwas gefruchtet; der Doctor weiß wenigstens, wohin er sie fortsetzen kann, und Brizlegg ist ein Nest, in dem fremde Vögel unschwer zu finden sind. Zur Belohnung für den Bescheid, verabreicht er dem Kutscher eine Cigarre aus seinem Etui. Da fällt diesem Biedermann ein, daß Emma's Empfänger von einem Ritt auf die hohe Salve gesprochen. Nun ist dem Verfolger vollends geholfen. Er doubliert aus Dankbarkeit die Cigarre und löst am Schalter der Eisenbahn ein Billet bis Wörgl, der Station hinter Brizlegg, von wo aus die Touristen den Stellwagen bis Hopfgarten benutzen oder die Extremitäten in Bewegung setzen, um die hohe Salve zu ersteigen, den gepriesensten Aussichtspunkt in ganz Nordtirol. Bei seiner Bekanntschaft mit den Entfernungen und Localitäten berechnete der Doctor, daß er durch sein Manöver einen Vorsprung vor Emma und ihrem Entführer gewinnen muß. Sie in Wörgl oder Hopfgarten zu erwarten, scheint ihm bei Weitem nicht so räthlich, wie wenn er sie auf der hohen Salve empfängt, denn auf dem Gipfel gibt es kein Ausweichen und Entrinnen; dort oben, sechsstauend Fuß über dem Meerespiegel, ist die tödtliche Cousine gezwungen, ihm Rede zu stehen.

Er kommt in Wörgl, kommt in Hopfgarten an und beginnt, ohne das Geringste zu sich zu nehmen, den Marich bergauf. Wenn die Seele in Aufzehrung ist, schweigen die Bedürfnisse des Leibes. Ein Stück des Waldwegs hat er zurückgelegt, er muß durch ein Gatter an einem Gehöft vorbei. Hier fällt ihm ein: "Wie, wenn Du Dich hinter das Gesträuch am Zaun legtest, sie das Gatter passiren und voranreiten ließe?" Man muß alle Fälle bedenken. Deine schlane Cousine könnte fürchten, daß Du ihr nachspürst und bei der Ankunft auf der Sabentuppe, ehe sie absteigt, nach Deinem etwaigen Vorhandensein fragen. Da sie beritten und Du nicht, wäre ihr dann das Schappiren leicht. Ergo ist's besser, Du läßt sie sich erst oben häuslich einrichten und überraschest

Gastafel, wo der Zufall sie ihm gegenüber placirte, nahm er so gut wie keine Notiz von ihrem schönen Dasein. Wie würde er dem Zufall gedankt und ihn anzubenten getrachtet haben ohne Tischnachbarin aus Amerika!

Der Nachmittag führte unser Paar im Spaziergang um die See Ecke herum, an welcher das Gasthaus liegt, durch den Wald an den Fuß des Seetar-Kegels, auf dem die Gemsen lustig und guter Dinge sind. Cousine Emma wollte eins der Brachtthiere ohne Fernglas bewundern, leider ließ sich aber nichts Gehörntes erblicken. Man machte nach mehrstündigem Marsch unverrichteter Sache kehrt, und kaum war das Obdach erreicht, als die Kellnerin Nanni der "gnädigen Frau" eine Epistel einhändigte "aus Innschsprud", wie sie sagte, ein Bote aus Jenbach sei dagewesen, habe aber nicht auf die gnädige Frau selber warten können.

"Ich denke," äußerte der Doctor, "es sollten mehrere Briefe sein?"

"Sie sehen doch, es ist nur der eine," entgegnete sie und ließ schnell folgen, da er sich entfernen wollte: "Sie können dableiben!"

Er gehorchte. Sie öffnete und las still für sich, durch keine Miene verrathend, ob die Schrift ihr Willkommenes oder Unerwünschtes meldete. Nur, als sie zu Ende gelesen und das Blatt zusammengefaltet in die Tasche steckte, lächelte sie den Doctor leicht an: "Besser, ich bin die Ihrige!" — "Emma!" rief er entzückt. — "Still!" ermahnte sie. "Sehen Sie nicht, daß wir Zeugen haben? Adieu jetzt, Cousin, ich muß den Brief sofort beantworten. Ich esse zu Abend auf meinem Zimmer. Gute Nacht!" — "Wie? Gute Nacht?" stutzte er. — "Ich werde lange zu schreiben haben," erklärte sie. "Gehen Sie früh zu Bett, damit Sie früh wieder auf sind!" Sie reichte ihm die kleine, runde Hand. "Wann sehen Sie gewöhnlich auf?" — "Um Fünf! Doch wenn Sie wünschen, liebste, einzige —" — "Auf Wiedersehen um halb Sechs!" Damit befreite sie ihr Händchen, warf ihm einen Kuffinger zu und verschwand. — "Halb Sechs!" rief er ihr laut nach, "halb Sechs!" murmelte er vor sich hin, "halb Sechs!" flüsterte es in seinem Herzen. Er war Bräutigam! Was mochte das für ein Brief sein, der so schleunige und so ausführliche Beantwortung erheischte, daß der Doctor den Anblick der Geliebten den ganzen Abend entbehren sollte? Ihrem ersten Verlangen war doch nicht gut zu widersprechen, und um halb Sechs mußte ihm ja auch klar werden, welche Verwandniß es mit dem Schriftstück hatte.

Nur Eins konnte unter Freund sich nicht versagen: ehe er sein eigenes Nachtlager suchte, nachdem er, jede andere Gesellschaft meidend, mit sich selbst Schach gespielt und drei Partien gewonnen, klopfte er an Emma's Zimmerthür. "Wer ist da?" hörte er fragen. "Ich will nur noch gute Nacht sagen!" — "Gute Nacht, gute Nacht, Cousin!" lachte es von drinnen. Aufgethan, wie er heimlich gehofft, ward ihm nicht. — Er zog sich zurück und brummte vergnügt: "Morgen fällt der Cousin ins Wasser!" Er ahnte nicht, wie doppeltinnig das Schicksal zuweilen unsere harmlosesten Worte gestaltet.

Schlag halb sechs Uhr stand er gestiefelt von Neuem an der Pforte, die ihn von Emma trennte. Schon um ein Viertel vor fünf Uhr hatte er seine Toilette begonnen und bei einem Blick ins Freie gewahrt, wie die Post, die in der Frühe von Achenkirch nach Jenbach zurückgeht, die holländische Familie mit Sad und Pack wieder aufnahm. Ob ihr der See nicht zufriedenem Lächeln, für sie. Er war Bräutigam!

Ein, zwei, drei Mal pochte er bei der Cousine an; jedes Mal stärker — Alles still! Er rief durchs Schlüsselloch hinein:

"Emma! Liebe Emma!"

"Alles still! Er drückt auf die Klinke, das Schloß gibt nicht nach. Er fliegt die Treppe hinab in die Küche zu den Mägden, fordert ihren Beistand, oben müsse ein Unglück

geschehen sein, die Bewohnerin des Zimmers lasse sich nicht erwecken. Da tritt ihm Nanni vom Herde entgegen:

"Die gnädige Frau ist ja schon vor vier Uhr fort!"

"Fort? Wohin?"

"Nach Jenbach!"

"Nach Jenbach zu Fuß?"

"I nein, mit unserm Wagen!"

"Und keine Bestellung an mich hinterlassen?"

Nanni sieht den dringenden Frager groß an und schüttelt das Haupt.

Sie hat ein Spiel mit Dir getrieben? Warum? Dahinter steckt mehr! Ich muß wissen, was!" Das sind die abgerissenen Gedanken, die dem Getäuschten durch den Kopf schießen. Er fordert augenblicklich einen Einpänner nach Jenbach, rafft seine sieben Sachen zusammen, erleichtert sein Portemonnaie und verheißt dem Kutscher ein Extratrunkgeld, wenn er ihn vor dem Abgang des ersten Bahnzugs aus Jenbach nach Innsbruck in den Fleder hinterschafft. Der rüstige Tiroler Bua verspricht sein Möglichstes, hält auch Wort, so lange es auf ebener Straße fortgeht, als aber die Chaussee sich steilab ins Achenthal zu senken anfängt, hören Galopp und Fahrkünste auf, der Himmelschuh muß angelegt werden und phlegmatisch schleichen die Räder in die Tiefe. Der Doctor erkennt, daß er auf eignen Füßen schneller vorwärts kommt, lohnt den Wagenlenker ab und eilt mit den Wesseln des kleinen Kasbach um die Wette zu Thal. Er erreicht Jenbach, stürmt am Bräu über durch die einzige enge Straße zum Bahnhof hinaus — da hält an der Einfahrt noch Emma's Kutsche, kenntlich an dem Ruderkahn, womit die Scholastika ihre Carrossen zeichnet. Der Kutscher, höchst gemächlich die Gütle fütternd und seine Stummelpeise qualmend, wird vom Doctor mehr angefallen, als angedet. Die Dame, die er gefahren, ist nicht mit dem Zug gereist, der vor fünf Minuten nach Innsbruck gedampft, ein Herr hat sie in Empfang genommen und ist mit ihr in einer schon bereit gehaltenen Equipage "nach Brizlegg zu".

So hat die Befolgung doch etwas gefruchtet; der Doctor weiß wenigstens, wohin er sie fortsetzen kann, und Brizlegg ist ein Nest, in dem fremde Vögel unschwer zu finden sind. Zur Belohnung für den Bescheid, verabreicht er dem Kutscher eine Cigarre aus seinem Etui. Da fällt diesem Biedermann ein, daß Emma's Empfänger von einem Ritt auf die hohe Salve gesprochen. Nun ist dem Verfolger vollends geholfen. Er doubliert aus Dankbarkeit die Cigarre und löst am Schalter der Eisenbahn ein Billet bis Wörgl, der Station hinter Brizlegg, von wo aus die Touristen den Stellwagen bis Hopfgarten benutzen oder die Extremitäten in Bewegung setzen, um die hohe Salve zu ersteigen, den gepriesensten Aussichtspunkt in ganz Nordtirol. Bei seiner Bekanntschaft mit den Entfernungen und Localitäten berechnete der Doctor, daß er durch sein Manöver einen Vorsprung vor Emma und ihrem Entführer gewinnen muß. Sie in Wörgl oder Hopfgarten zu erwarten, scheint ihm bei Weitem nicht so räthlich, wie wenn er sie auf der hohen Salve empfängt, denn auf dem Gipfel gibt es kein Ausweichen und Entrinnen; dort oben, sechsstauend Fuß über dem Meerespiegel, ist die tödtliche Cousine gezwungen, ihm Rede zu stehen.

Er kommt in Wörgl, kommt in Hopfgarten an und beginnt, ohne das Geringste zu sich zu nehmen, den Marich bergauf. Wenn die Seele in Aufzehrung ist, schweigen die Bedürfnisse des Leibes. Ein Stück des Waldwegs hat er zurückgelegt, er muß durch ein Gatter an einem Gehöft vorbei. Hier fällt ihm ein: "Wie, wenn Du Dich hinter das Gesträuch am Zaun legtest, sie das Gatter passiren und voranreiten ließe?" Man muß alle Fälle bedenken. Deine schlane Cousine könnte fürchten, daß Du ihr nachspürst und bei der Ankunft auf der Sabentuppe, ehe sie absteigt, nach Deinem etwaigen Vorhandensein fragen. Da sie beritten und Du nicht, wäre ihr dann das Schappiren leicht. Ergo ist's besser, Du läßt sie sich erst oben häuslich einrichten und überraschest



sie, wenn sie sich in voller Sicherheit wähnt!" Gedacht, gethan. Er streckt sich, geschützt durch das belaubte Gestrüpp, auf den Boden, Apenluft und Nache athmend. Nach kürzerer Frist, als er geglaubt, schallt ein klingendes Lachen, das er kennt, durch die Bäume. Er spitzt die Ohren und rückt die Brille. Siehe, da kommen zwei Vierfüßler sanft im Waldes-schatten heranzetrotzt, denen der Besitzer in einiger Distance folgt, und auf den dicht aneinander gedrängten Thieren — das eine ist ein Maulesel, das andere ein kleines Pferd — sitzen, noch inniger genähert, Wittve Emma und ein eleganter junger Mann — der Doctor hält ihn für einen Offizier in Civil. Emma's heuchlerisches Antlitz verschwindet halb, gedeckt von dem des Reiters, der nichts Geringeres thut, als sie küßt! Trotz des Stiehs, welchen der versteckte Lauscher im Herzen fühlt, regt er kein Glied, bis Pferd und Bastard durch das Gatterthor gewandelt und der hinterhersehrende Eigenthümer sammt der kleinen Cavalcade bis zur nächsten Biegung des Weges vorgezogen.

Jetzt brodelte die zurückgedrängte Galle in dem gewesenen Bräutigam auf und schnellte ihn so heftig in die Höhe, daß ein Krach die stille Atmosphäre erschütterte. Der Doctor sieht sich nach der Quelle des Tons um und erstarrt. Ein langer, scharfer Nagel, der ganz unberechtigt in einem Stadet des Gatters steckt, hat das Kleidungsstück, welches den Mann vom Weibe unterscheidet, hämisch erfasst und dergestalt oberhalb der Kniekehle zugerichtet, daß eine rechtwinklige Oeffnung von sechs Zoll Breite aufklafft. Im ersten Moment preßt der Doctor sprachlos die Lippen zusammen, dann zischt er durch die Zähne: „Nur ein Paar Beinkleider!" Ja, dies eine Paar hemmt alle seine Pläne. Hätte er Erjas in der Tasche, so wäre ein Kostümwechsel ungenirt unter Gottes freiem Himmel in zwei Minuten vollzogen, und er könnte fürbaß steigen. So aber kann er unmöglich die hohe Salve betreten. Ließe sich sein defecter Zustand wenigstens nothdürftig vertuschen! Allein er hat weder Nähadel noch Zwirn, nicht einmal Stecknadeln bei sich. Es bleibt ihm nichts übrig, als nach Hopfgarten umzukehren und daselbst in einer Schneiderwerkstatt seiner trostlosen Verfassung abhelfen zu lassen. Was inzwischen aus der amerikanischen Wittib und ihrem zweiten, bessern Zukünftigen wird, der Gedanke tritt einweilen in den Hintergrund, denn die nächste Noth ist immer die größte.

Der Tag ist so prachtvoll, der Himmel liegt so stahlblau über der Salve, daß sich mehr Leute, als Emma und ihr Begleiter, von dem hohen Punkt angezogen fühlen. In allen Gestalten, in allen Lebensaltern kommen sie jetzt dem Doctor entgegen, der wuthkränzend vom allgemeinen Pfade abweicht und häufig über Stock und Stein klettert, um seinen Schaden dem Spott zu entziehen. Zur Steigerung seines Verdrusses singt auch noch eine Schmetterin gellend aus dem Thal herauf:

„Von meinem Berg muß ich nun scheiden,
Der so traumlich ich und schön!"

Dem unfreiwilligen Hörer fällt das holde Lied wie eine böshafte Satyre auf seine Situation ins Ohr. Nach Mühen und Qualen, mit Kummer und Seufzen, im Schweiß seines Angesichts erreicht er das Städtchen. Die Blöße hat er mit seinem Taschentuch verbunden, wie ein Krieger, der sich aus dem Kugelregen ins Feldlazareth schleppt. Der Schneider, für ihn die wichtigste Person des Orts, findet sich und kann sich der Heiterkeit nicht erwehren, als der arme Reisende sich behufs der Ausbesserung entkleidet. Stumm, mit verbissener Grimace erträgt der Leidende sein Geschick. Endlich ist das Unglück nicht mehr sichtbar, der Doctor kann sich wieder aufmachen und thut es. Indeß Aerger und Nahrungslosigkeit haben seine Kraft unterhöhlt, er muß mehrmals unterwegs ausruhen, um nicht zum Tode erschöpft an sein Ziel zu kommen, das ihm durch den fatalen Zwischenfall halb verleidet ist. Er überlegt sogar einmal, ob er das treulose Weib nicht lieber laufen lassen soll. Aber der Wunsch, ihr seine Verachtung zu zeigen, spornet ihn von Neuem an.

Je höher, desto steinig, schmaler und schwieriger wird der Weg. Nun ist die letzte Windung umgangen, das Wirthshausdach erscheint. Wer steht da auf dem Plateau? Ein Herr und eine Dame? Die Dame zeigt auf ihn nieder. Hohn? Rache! Vorwärts! Doch als er näher kommt und die Züge untersuchen kann, entdeckt er, daß man über ihn hinweg in die Landschaft sieht. Es sind auch gar nicht seine Leute, sondern der alte Wirth, dessen Scheitel nur ein anderer Hut ziert, und eine seiner vier Töchter, wahrscheinlich sein Liebling. Der Holländer blickt ruhevoll durch sein Fernrohr, das junge Mädchen braucht ihr glänzendes Auge nicht zu bewaffnen, um die Gegenstände zu erkennen. Zu dem, was sie mit dem Papa sehen will, gehört der Doctor nicht; er wird von Vater und Tochter ignoriert, wie er sie in der Scholastika ignorirt hat. Ebenso unbeachtet läßt ihn der Bergführer des Holländers, der hinter Wirths Rücken die Reisesäcke der Familie bestiehlt.

Reuchend hebt Emma's Cousin den brennenden Fuß über die Wirthshauschwelle. Das Gastzimmer ist voll fröhlicher Gesellschaft, auch die drei rastenden Schwestern aus Niederland sind darunter, alle Tische besetzt, doch an keinem die gewünschte Cousine. Der Doctor ist mit der Wirthin von früberher bekannt, macht ihr die Aufwartung in ihrer Küche, recherchirt und hört, daß die Herrschaften nur ein warmes Frühstück eingenommen, sich während der Zubereitung draußen umgesehen und unmittelbar nach dem Dejeuner von Kalbs-cotelettes und Kaiserschmarren zu Roß und Esel das Weite gesucht. Wohin? Gleichviel! Weiter kann ihnen der Hächer nicht nachsetzen, seine Lunge hat sich ausgegeben und die Gewerzeuge zittern vor Ueberanstrengung.

Sein geliebtes Land Tirol war unserm Mitbürger für dies Jahr ungenießbar geworden. Am nächsten Morgen verließ er die Salve in dickem Nebel, der ihm gerade recht war; denn er mochte nichts mehr sehen. Für die Wunde, die er in der Natur erhalten, suchte er Heilung bei der Kunst, begab sich nach München, trieb sich Vormittags in den Pinakotheken, der Glyptothek, der Schack'schen Gallerie, im Schwant-haler Museum, der Nationalgallerie und so weiter umher, nahm auch wol ein passant etwas Militärmusik von der Wachtparade an der Feldherrnhalle mit und ordnete die empfangenen Eindrücke im Geiste, wenn er Nachmittags seinen Kaffee vor den Arkaden trank, wo das Publicum seinen Augen manches Bild des Lebens bot, das ihn zu stillen Betrachtungen anregte. Besonders gern ließ er den Blick auf Familienscenen weilen. Sie nährten die Neigung zu stiller Wehmuth, die statt der ursprünglichen Rabbia in ihn eingog.

Wäre Cousine Emma ein anderes Weib gewesen, als sie eben war, so wäre er Gatte geworden und warum nicht auch Vater gleich dem Leipziger Bankier da, der mit seiner Gemahlin so stolz, so erhaben darin schaute, wenn die Amme jede Viertelstunde einmal mit dem Baby herantat und es den Eltern wie etwas ganz Neues präsentirte? Als Philologe kannte er den alten Spruch: „Non omnia possumus omnes“ (wir können nicht Alle Alles) und setzte aus eigener Idee das Wörtlein habere hinzu, so daß die Tröstung, die er sich vorhielt, lautete: „Wir können nicht Alle Alles haben!"

Wie aber nun, wenn die amerikanische Wittve doch nicht die Schlange war, die sie schien? Eines Abends, als unser Freund in sein Hotel „Zum Bamberger Hof" zurückkehrte, hielt ihm der Portier ein Billet entgegen, das ein Lohndiener aus den „Vier Jahreszeiten" für ihn gebracht. Der Doctor besah es verwundert, ließ sich in sein Zimmer leuchten und löste beim Schein der beiden üblichen „Bougies" den räthselhaften Umschlag. Ort und Datum fehlten rechts oben in der Ecke der Buchstift, doch ergaben sich beide schnell dem Leser, der die Zeilen verschlang:

„Vetter!"

Sie sind mir wahrscheinlich sehr böse und geben mir Prädicate wie Ratter, Viper, Scorpion. Ein zufälliger Blick in die Fremdenliste belehrt mich, daß wir uns in derselben Stadt befinden oder richtiger befunden haben, denn wenn meine Krähensfüße vor Ihren guten Augen tanzen, entführt mich bereits das Dampfroß aus München. Hätten Sie schon in der Scholastika erfahren, was mir der Brief aus Innsbruck mittheilte, so wären Sie ohne Zweifel traurig geworden, und ich kann keinen Menschen traurig sehen. Verzeihen Sie mir deshalb die Nothlüge, zu der ich meine Zuflucht nahm! Man sündigt ja manchmal aus Schwäche, und mein Charakter ist nicht der einer Löwin. Enfin, ich hatte eine Jugendliebe, bestehend in einem österreichischen Offizier. Daher meine Reise nach Tirol. Er konnte nur mit Schwierigkeiten den Consens von seiner Militärbehörde erlangen, ja es lag aus Umständen, die Sie nicht interessieren können, die Gefahr gänzlicher Verweigerung nahe. Die Confession war im Spiel. Die Energie meines Ritters siegte. In Jenbach trafen wir uns. Morgen findet unsere kirchliche Trauung statt. Wünschen Sie mir an meinem Hochzeitstage nichts Böses, Vetter! und glauben Sie mir: ich bin wirklich keine Frau für einen Gelehrten! Sie verlieren nichts an mir, Sie behalten einstweilen noch Ihre goldene Freiheit, die auch etwas werth ist. Mein Zweiter grüßt Sie unbekannter Weise. Er hat mir Vorwürfe über meine Unwahrheit gegen Sie gemacht, trotzdem beneue ich's nicht, daß ich mich polnisch von Ihnen empfohlen, denn wie gesagt, es hätte mir weh gethan, Ihre Verstimmung zu sehen. Also Gott mit Ihnen, Vetter, und wenn Sie die kreuzbraue Seele sind, für die ich Sie halte, so nicken Sie gnädig auf dies Blättchen herab und flüstern: Gott auch mit Dir, Emma!"

Nach solchem Geständniß mußte die schöne Cousine wol in den Augen des Doctors rehabilitirt sein, aber daß sie ihm jetzt erst recht liebenswürdig erschien, wer will's ihm verargen? Wir mußten an dem Abend, da er uns beim Glase den Grund seiner Melancholie erklärte und das Schreiben, das er seit dem Empfang bei sich getragen, zeigte, seine Schwermuth gerechtfertigt finden, hatten aber die Freude, wahrzunehmen, daß die Mittheilung ihn wesentlich erleichterte. Seine Stimmung ward freier, ja als die Flasche zur Reiche ging, führte er sogar lächelnd den letzten Trunk an die Lippen und rief: „Es soll ihr wohl gehen!"

Pathe Hinkesfoot.

Eine Dorfgeschichte von Villamaria.

(Schluß.)



in weites, dunkles Gewand verhüllte ihn bis zu den Füßen, und Locken und langwallender Bart, kunstvoll aus silberglänzendem Flachs gefertigt, verborgen fast gänzlich sein Gesicht. Er trug sorglich einen großen Pappkasten in den Armen und schritt auf den Tisch zu, an welchem Klein-Anneli mit gefalteten Händen neben der Großmutter stand.

„Ist das Kind auch brav gewesen das Jahr über, Frau?" fragte Niklas mit ernster Stimme.

„D — so!" antwortete die Alte, während das Kind ängstlich über das magere Lob zu St. Niklas aufblickte.

„Unser Herrgott hat mich hergeschickt, ihr dies zu bringen, weil sie ihn so oft darum gebeten hat," fuhr der himmlische Bote fort, indem er den Kasten auf den Tisch niederlegte, „aber vorher soll ich mich umschauen, wie sie meine Gaben vom verwöhnten Jahre bewahrt hat. Gut, Alles brav in Ordnung!" murmelte er, die Sächelchen betrachtend, „nun das Püpple. . . ." Anneli's Herz klopfte fast hörbar, als Sanct Niklas nun die Puppe in die Hand nahm und sorglich untersuchte, es schien ihr eine Ewigkeit, bis er die Schan vollendet. . . . „Alles heil und ganz — mir ist dran zerbrochen gewest," jagte er langsam, „da nimm nun Dein Christkind!" Damit hob er sorglich den Deckel von dem Pappkasten. . . .

Einen Moment starrte das Kind wie bezaubert darauf nieder, dann aber brach ein jauchzender Ruf von seinen Lippen. „Das Püpple, das Püpple," jubelte es, „o schau nur, Großmutterle," und sie hob es mit freudezitternden Händen aus dem Kasten, „schau die Haare! Greif nur an, Großmutterle, greif an, gelt, es sind wirkliche Haare, und gud, sie macht die Augen zu just wie Parrers Püpple, o wie schön. . . ." Anneli hielt die Puppe mit weitausgestreckten Armen von sich und stand in Anschau verloren, während Sanct Niklas mit fast irdischem Behagen auf sein Werk niederah.

„Da will ich denn nun in den Himmel zurückgehen," begann er endlich, „und unserm Herrgott vermelden, daß ich das Anneli brav gefunden und sein Püpple noch ganz neu. . . ." Damit wandte er sich langsam der Thür zu.

Anneli schrak zusammen bei diesen Worten, wußte sie es

doch besser und hatte mänschenstill geschwiegen zu des Heiligen Täuschung, aber nun sollte auch der liebe Herrgott im Himmel betrogen werden — nein, nein, solche große Sünde durfte sie nicht begehen.

Noch einen Augenblick harten Kampfes, dann legte sie die Puppe schnell in den Kasten zurück und eilte dem Heiligen nach; er stand schon auf der Schwelle, als er eine kleine Hand an seinem Gewande fühlte. „Bleib noch ein Bissel, Sanct Niklas," bat die Kleine, die Augen voll Thränen zu ihm emporhebend, „Großmutterle sagt, wir dürfen unsern Herrgott nit anlügen, und gud, das alte Püpple war doch zerbrochen, aber der Franzlpath hat's wieder geheilt — da, nun nimm nur das schöne Püpple wieder mit!" schloß sie, die Thränen gewaltsam verschluckend.

Sanct Niklas sah wie verklärt auf das herzige Dirnlein nieder, das ihm jetzt ein leibhaftiges Gottesenglein dächte.

„Ich will's unserm Herrgott vermelden," sagte er dann, „das neue Püpplein aber darfst derweil behalten, ich werd' droben gar schön für Dich bitten."

Da flog die Kleine jauchzend zu ihrem Schatze zurück, Sanct Niklas aber trat hinaus in die Nacht; draußen wanderte Bart und Perrücke in die Taschen des weiten Gewandes und der Himmelsbote schritt nun mit dem irdischen Gesicht des guten Franzl seiner Hütte zu.

Sie war dunkel und einsam wie immer, aber heut fühlte er es gar nicht; er zündete sein Lämpchen an, schob einen frischen Holzkloß in den großen Kachelofen und langte von dem Brett über der Stubenthür die alte Bilderbibel herab, nimmer hatte er so fromm und innig in dem heiligen Worte gelesen, als an diesem Abend, wo ihm doch beständig ein blühendes Kinderantlitz über die Schulter blickte und mit zitterndem Stimmlein sprach: „Großmutterle sagt, wir dürfen unsern Herrgott nit anlügen."

Der Strom der Zeit rollte in gleichmäßigem Wellenschlag über die waldbekrönten Bergeshäupter wie über das einsame Dörflein an ihrem Fuß; die Bäume waren höher geworden, dichter der Schatten ihrer Wipfel, und die Kindlein unten im Thal waren herangewachsen, während die Alten sich nach und nach zur Ruhe legten.

Zwölf Jahre waren seit jenem Christabend über Franzl's Haupt dahingezogen und schon schlich sich hier und da ein Silberfaden in sein dunkles Haar, aber seine Augen blickten noch klar und sanft wie in seiner Jugendzeit, obgleich das Leid auch zu der einsamen Hütte seinen Weg gefunden.

Christel's allezeit fröhliches und treues Schwesterherz schlug nicht mehr, verwöhnenen Herbst war sie mit ihrem Gatten zusammen einem bössartigen Fieber erlegen, und Franzl hatte unter stillen Thränen ihnen die Todtenglocke geläutet.

Nun hätte er sich ganz verlassen gedünkt auf Gottes weiter Welt, wenn sein Herzblättel nicht gewesen wäre, das mitammt der alten Großmutter noch immer treue Nachbarschaft hielt.

„Weißt, Pathl," hatte sie bald nach Christel's Beerdigung gesagt, „nun ziehst zu uns 'über; gud, wir haben oben das Giebelstübchen, da kannst drin hausen so still und heimlich wie hier."

Aber der Pathl hatte den Kopf geschüttelt. Nein, er mochte nimmer sein Stübtle lassen, wo die alten Erinnerungen aus jeder Ecke hervorguckten, und nimmer den Ausblick auf die Wiesen und den Fliederhag im Grunde.

„Laß mich nur in meinem Häusle, mein Dirnle, es wird sich schon Eins finden im Dorf, das mir's in Ordnung hält und das Bissel Mittagsuppe für mich mitkocht."

„Ei, Pathl, wie magst nur so schwächen," eiferte Anneli in der warmblütigen Weise ihrer Kinderzeit, „das bleibt so, wie's seit Christel's Krankheit war, ich halt Dir Dein Stübtle sauber und bring Dir von unsrer Mittagsupp', wenn Du halt nit 'über kommen magst."

Und so blieb es auch. Wenn sie drüben bei sich die Arbeit gethan, schlüpfte sie hinüber zum Pathen und hantierte dort frisch und emsig in dem kleinen Haushalt, und dem einsamen Manne dünkte es, als würde sein Stüblein noch einmal so hell, wenn Anneli das blonde Köpfcgen zur Thür hineinsteckte.

Aber er hatte noch einen Liebling im Dorf, das war der Toni, der Grethel ihr Bub, für die der Franzl eine stille Freundschaft im Herzen trug seit jener Stunde, wo sie ihm und seiner Liebe, wenn auch erfolglos, das Wort geredet, und der Toni glich seiner Mutter nach Herz und Angesicht und war dem Anneli sein Schatz.

Sonntag Nachmittags, wenn das Jungvolk in der Schenke sich erlustigte, saßen Anneli und ihr Liebster in dem kleinen Stübchen des Pathen und plauderten mit ihm von Gegenwart und Zukunft und lauschten andächtig, wenn der Franzl von alten Zeiten sprach, aber das geschah nur selten und war nimmer viel, denn in sein ganzes Leben hinein wob sich die Erinnerung an die Todte, die ja sein herzige Gespiel gewesen von jung auf. . . .

Toni wußte Alles von seiner Mutter her und hatte dem Anneli genug davon vertraut, um ihr junges Herz mit warmem Mitgefühl zu erfüllen, so daß ihr war, als könne sie dem guten Pathen nimmer Liebes genug erweisen, um die Schuld ihrer toden Mutter zu sühnen.

Im Herbst sollte die Hochzeit sein; zwar war das Anneli noch gar jung, aber fleißig und erfahren im Hauswesen wie die älteste Bäuerin, und so hatte der Schulz und vor allem sein Grethel, die Seele des Hauses, nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß sich ihr Sohn und Erbe das herzige Dirnlein erwählt hatte, und sie sobald schon heimzuführen gedachte.

Bisher waren die einzigen Söhne frei gewesen von der Militärpflicht, aber das neue Gesetz bestimmte es anders, und obgleich der Franzl fröhlichen Muthes mit den Andern zur Ziehung nach der Stadt wanderte, im Voraus des Freiloses gewiß, so verfehlte er es doch und kein Einspruch löste ihn los von seiner Pflicht.

So war die Hochzeit, für die Mutter und Großmutter heimlich schon gepart und gesorgt hatten, in dreijährige Ferne gerückt und in den beiden Häusern gab es traurige Gesichter.

Anneli, die sonst mit den Lerchen um die Wette jubilirte, schlich jetzt still und blaß im Hause umher, und dem guten Franzl schnitt seines Liebings Kummer tief in das weiche Herz.

„Barm* nit so, Dirnle," jagte er einmal, als sie mit

* Krämen, klagen.

rothgeweinten Augen kam, ihr gewohntes Tagewerk zu verrichten, „weißt, Du bist halt noch jung und die drei Jahr nehmen auch 'mal ein End!“

„Aber in drei Jahren kann man Einen vergessen, Path,“ schluchzte das arme Kind, „und ich stürb' halt, wenn's der Toni mir anthät.“

„Es stirbt sich nicht so gleich, Anneli,“ sagte der Path leise, „das Herz kann mächtig viel ertragen...“

Und nun war die Scheidestunde da; der Toni stand zum letzten Mal in des Pathen Stüblein und drückte ihm stumm die Hand, und aus seinen treuerzigen Augen blickte dabei ein noch bittereres Weh als bloß das Trennungsleid.

Der Franzl hatte einen gar scharfen Blick für diese stumme Sprache. „Geh, Anneli,“ sagte er zu dem Mägdelein, das schluchzend neben dem Liebsten stand, „hinter der Hafelhecke im Garten blüht noch ein Moosröslein, bind' es Deinem Toni zum Abschiedssträußel.“

Und als die Thür hinter ihr ins Schloß gefallen war, legte er seine Hand auf Toni's Schulter und sagte zutraulich: „Nun red', mein Bub!“

Da kam es denn leise und stockend von seinen Lippen, als schäme er sich des Zweifels an der Geliebten:

„D Franzl, hütet mir mein Dirnlein, daß sie mir's nit mache, wie es ihre Mutter Euch gemacht hat, es wär' mein Tod, denn ich könnt's nimmer verwinden.“

Der Franzl wandte sich einen Augenblick ab, denn es war das erste Mal, daß eins so scharf an sein Leid rührte, dann aber blickte er dem Toni tröstend in die Augen:

„Sorg Dich nit, mein Bub, Dein Dirnle ist brav, das brauch' ich nit zu hüten...“ Da klappte auch schon wieder die Thür und das Anneli brachte des Pathen letztes Röslein und steckte sie ihrem Liebsten an das Wams; dann noch einen Händedruck und Toni schritt hinaus, gefolgt von dem Mägdelein, das ihm das Geleit geben wollte bis zum Waldrande.

Franzl aber ließ die fleißigen Hände sinken und blickte dem jungen Paare nach, wie es so mit tren verschlungenen Händen den Wiesenpfad entlang wandelte; sein Auge folgte ihnen Schritt für Schritt und dabei dachte er jenes selbigen Ganges, den er vor zwanzig Jahren an der Seite seines Anneli gethan.

Nun standen auch sie unter dem Fliederhag, die Zweige verhillten die jugendlichen Gestalten, aber dem Franzl war's, als sähe er, wie das Mägdelein seinen Arm um Toni's Hals legte, grad so, wie es damals ihre Mutter ihm gethan und er hörte jene Worte auch von ihren Lippen zittern: „Wenn Du nit wiederkommst, da wein' ich mich todt.“

Er senkte tief auf, dann faltete er die Hände und sprach halblaut vor sich hin: „Gelt, Anneli, Du denkst noch wie damals: man darf unsern Herrgott nit anlügen.“

Ja, grad so dachte sie noch! Es war kein Tröpflein treuloßen Blutes in ihre Adern versprengt; sie trug das Bild des Geliebten wandellos im Herzen und ihr Schaffen und Ruhen galt nur ihm und seinem Andenken.

Als das herbste Trennungsleid überwunden war, blühten die Zukunftsbilder von Neuem freudig in ihrer Seele empor und der Franzl that redlich dazu, daß sie nimmer erblassen durften.

Wenn die Arbeit der Wintertage bald als sonst in Haus und Stall ruhte, dann schlüpfte Anneli hinüber zu ihrem alten Freund, die Abendstunden in traulichem Geplauder ihm zu kürzen, und dabei schmurtte das Mädchen schneller als je, und der Faden quoll glänzend wie ein Mondstrahl unter ihren flinken Fingern hervor, galt es doch ihrer Aussteuer.

Waren dann die Spulen voll und der Garnstrang vom Haspel genommen, dann mußte der Path jedesmal von neuem das seine Gespinnst bewundern und er that es so gern.

Außer dem Hüttlein war's nur noch das Schulzenhaus, in das Anneli in den Feierstunden den Fuß setzte, denn das Grethel — ihre God* — war ihr immer wie eine Mutter gewesen und nur ihrer entschiedenen Fürsprache hatte sie's zu danken, daß der reiche Schulz mit der Heirath einverstanden war, denn Anneli war nicht sehr vermöglich.

Mit dem Haushalt, dem das Auge des Herrn fehlt, geht es alleweg abwärts, und so war es, trotz alles Fleißes der beiden Frauen, auch mit Anneli's Vatererbe gegangen.

Aber darnach fragte das brave Grethel nichts, denn sie liebte das Anneli fast ebenso sehr wie ihre eigene Tochter, das muntere Lisel.

Die beiden Mägdelein waren Schulkameradinnen und seit Anneli des Bruders Braut war, gab's eine innige Freundschaft zwischen ihnen, aber nie vermochte die Schulztochter Anneli zu den Sonntagslustbarkeiten der Dorfjugend zu bewegen.

„Rein, laß mich,“ wehrte sie immer, „ich könnt' nit tanzen und jubiliren, während der Toni so weit fort ist und vielleicht just alleweil sich schwer plagen muß mit seinem Dienst — mein Lisel, geh' Du nur allein!“

Und während Lisel zu ihren Gefährten eilte, blieb Anneli bei der God und ging ihr zur Hand in ihrem großen Hauswesen und guckte ihr ab, wie sie's gern habe für die Zukunft.

So schwanden die Tage — es wechselte Saat und Ernte, Frost und Hitze — aber warm und treu blieben die Herzen.

Der Toni konnte nicht auf Urlaub kommen, denn der Dienst war streng und unruhig waren die Zeiten, aber es kamen gar oft Briefe und unter jedwedem stand: „Bis in den Tod Dein treuer Toni,“ und Anneli hob sie sorglich in dem schönen Kästlein auf, das ihr der Bräutigam aus der fernen Hauptstadt gesandt, und las sie Sonntags in ihrem Kämmerlein immer von Neuem.

So rollte die Zeit unbemerkt dahin.

Der dritte Sommer war geschwunden, Anneli trug ihren letzten Weinwandballen schneeweiß von der Weiche heim und zählte noch einmal die Schätze, die ihre fleißige Hand derweil aufgehäuft — nun mußte der Toni bald heimkommen und Anneli athmete leichter auf, denn in der letzten Zeit schien ihr der Himmel nicht mehr so hell über des Liebsten Vaterhaus.

Was es war, wußte sie nicht, aber das Lisel sah blässer aus und verwichen hatte sie die verweinten Augen gehabt, und selbst die Schulzin schien nimmer so fröhlichen Herzens wie sonst; Anneli mochte nicht forschen, aber wenn der Toni käme, würde sie es schon erfahren.

Und da kam er nun, schlank und kräftig, mit mächtigem

Vollbart und sonngebräunten Wangen, daß das Anneli ihn nimmer erkannt hätte, wenn nicht die treuen, braunen Augen gewesen wären.

Auch er war heimlich den Wiesenpfad hinaufgeschlichen, an Franzl's Garten vorüber und dann zu dem verhängnißvollen Gitterpförtchen — aber sein Anneli war mit treuem Herzen sein Eigen geblieben.

Sie pflückte grade die ersten reifen Zwetschen, als ein paar Arme sie umfingen und sie ausblickend in Toni's freudeleuchtende Augen sah.

„D Toni, Toni...“ und lachte und weinte in einem Athem.

„Gott Lob, daß Du wieder da bist! — Mir ist so angst ums Herz, aber ich mag uns nit das erste Wiedersehen verderben. — Gelt, Toni, uns werden sie nimmer trennen?“

„Was redst', mein Schäzel?“ scherzte der Toni, „hab' ich Dir nit immer geschrieben „Bis in den Tod“ und das halt ich auch! — Aber was hast' denn?“

„D nix, nix!“ beschwichtigte Anneli, „aber jetzt mußt zu Deinen Eltern, sonst kränkt sie's, daß Du zuerst zu mir gekommen. — Aber heut nach der Betglocke kommst Du zum Franzlpath — gelt, Toni?“

„Ei, verfehlt sich, mein herzig Dirnle, und dort in seinem kleinen Stübtle wird uns sein, als wären wir nimmer getrennt gewest.“

In der Dämmer saßen die Zwei nun wieder in des Pathen Stübtle — aber anders war's, als sie gemeint.

Der Toni hatte die Zähne fest aufeinander gebissen und das Anneli war erblaßt bis in die purpurrothen Lippen hinein.

Das also war's! — Das Lisel hatte sich bethören lassen, und der ehrlose Bub, dem sie vertraut, weigerte sich, sie heimzuführen, wenn der Vater ihr nicht Haus und Hof verschriebe, und so schwer es dem Schulzen auch ward, den Toni um sein Erbe zu bringen, so mußte er es dennoch thun, wenn nicht Unehre über sein stolzes Haus kommen sollte; das war des Toni's „Willkommen“ in der Heimath. „Und mit dem Anneli ist's nun aus,“ hatte der Schulz zuletzt gesagt, „das schlag Dir aus dem Sinn, ich geb's nimmer zu! Mein Bruder auf dem Tannenhof drüben hat mir sein einzig Mädel für Dich zugesagt, da kriegt Dein Erbe hier dreifach erjezt.“

„Ich hab' Euch wegen Eurem Geld nix zu befehlen, Vater, da seid Ihr Meister drüber,“ hatte der Toni endlich mit todtblaffen Lippen hervorgebracht, „aber von meinem Anneli laß ich nimmer!“

„Dhn' meine Einwilligung aber kannst's nit heivathen, Bub, das weißt doch?“ hatte der Alte zornig erwiebert.

„Das weiß ich! Aber da geh' ich halt nach Amerika, wo sie alle hingehen, die hier um Glück und Recht betrogen werden.“

Und so sagte er auch jetzt zum Anneli. „Und gelt, mein Dirnle,“ setzte er hinzu, „wir Zwei lassen nimmer von einander, wenn sich auch die ganze Welt dazwischen legen wollt! Und in zwei Jahren komm' ich zurück und hol' Dich 'nüber! Mein, Anneli, barmen darfst nit, wir sind ja halt noch jung, und wenn Eins das Herz so voll Lieb und Hoffnung hat wie ich, da schafft man in zwei Jahren Wunderdinge, gelt Franzl?“

Es war spät geworden über all dem Herzeleid und der Toni geleitete das Anneli hinüber zu der alten Großmutter und dann ging er zur Ruhe unter dem Dache, das nimmer sein Eigen werden sollte, der Franzl aber saß noch immer in seiner Fensterecke und saam und rechnete und saam wieder und achtete es nicht, daß sein Lämpchen erlosch und die Sterne endlich matter flimmerten, erst als das Morgenroth zum Fenster hineindämmerte, stand er auf, sich in kurzer Rast zu stärken für die That des kommenden Tages.

In ihrem Garten stand die Schulzin und löste die letzten überreifen Bohnen von den Stangen zur Saat für das kommende Jahr; ihre sonst so flinken Hände bewegten sich lässig und die hellen Augen blickten trübe, denn ihr Mutterherz trug zwiefaches Leid, am herbsten um die Schuld der eigenen Tochter, dann aber auch um ihres Toni verlorenes Liebesglück.

„Schau, schau, Franzl,“ sagte sie, als sie, von leisen Schritten aus ihrem Sinnen geweckt, sich wandte und nun in seine guten Augen sah, „nun grüß Gott, Du kommst ja leis wie die gute Zeit und so statlich im Abendnachtsrock, daß man meinen könnt', Du gingst auf die Freierei!“

„Ei, Schulzin, Du hast's getroffen,“ lächelte der Franzl, durch diesen Eingang ermutigt, „ich bin auch auf der Freierei und Du sollst mein Mittelmann sein.“

„Ich!!“ Grethel senkte tief, die Verhältnisse waren jetzt mächtiger als sie, „nun da redt', aber hier könnt's Einer erlauschen, komm auf das Bänkchen unter der Fliederhecke.“

Sie schritten mit einander den breiten Steg hinunter zum Bänkchen am Ende des Gartens, dort saßen sie nieder.

„Nun red', Franzl!“

„Heber' ihm nickten die grünen Zweige und waren die Blüthen auch längst zu Boden gesunken, wie die Hoffnungen der Menschenherzen, er konnte nimmer einen Fliederstrauch sehen, ohne der Vergangenheit zu gedenken, hinter ihm aber war jener verhängnißvolle Steg, das Herz war ihm übervoll.“

„Der Flieder ist längst aufgeblüht, Grethel,“ begann er stockend, „aber ich mein', ich seh' noch die blauen Büschel in den Zweigen...“ Es war Lenz und ich kam in mein Dörfle zurück und zu Euch Allen, die ich kannte von jung auf und — zu meinem Anneli. Schau um, Grethel, auf dem Pfad dort hinter uns stand ich an ihrem Gitterpförtle und hörte sie zu Dir reden und wußte nun, daß ihr Herz einem Andern gehörte und daß ich für sie nur noch der Lump', der „Hinkefoot“ war, und ich hatte doch um sie die wüthigsten Schmerzen gelitten wochenlang. Ich kam in mein Hüttle zurück, ich weiß nit wie, und ich hoffte, der Tod käme über mich noch in derselben Stund, aber ich hab' weiter gelebt — allein, Grethel, ganz allein und hatte nur mein Herzeleid zum Gefährten...“ er schwieg, überwältigt von dem alten Leid, das sein Wort so lebendig aus seinem Grabe herausbeschworen, und Grethel drückte die Schürze an ihre Augen und weinte um fremdes Leid und eignen Schmerz.

„Aber,“ fuhr der Franzl endlich fort, „ich hab' dem Anneli nimmer zürnen können, wenn ich auch gewollt hätt' und der Tod gleich Alles aus. Nun, Du weißt's ja am besten, wie's kam, denn Du hast mir das Kindle in den Arm gelegt, und

da ist mir's nun an's Herz gewachsen, wie wenn ich sein leiblicher Vater wär... und, Grethel, da bitt' ich nun gar schön für mein Herzblättel, daß Ihr sie nit unglücklich macht, wie's ihr Path geworden ist. Ihr wisset doch alle Weid, wie die Zwei aneinander hängen und daß es Eurem Toni so gut das Herz bricht wie meinem Anneli...“

„Und mir dazu!“ schluchzte die Schulzin, ließ die Schürze sinken und rang die Hände in überwallendem Leid, „aber ach, Franzl glaub' mir's nur — ich kann nit helfen! Du weißt ja nun wie's steht mit dem Lisel und daß der Lumpenbub sie nit nimmt ohne den Hof, und da müssen wir's der Dirn' wegen thun.“

Der Franzl nickte traurig.

„Und wenn dem Anneli seine Acker nur nit so raulich* wären — es brauchte ja nit absolut 'ne Reiche zu sein — aber so'n armes Dirnle, das läßt dem Schulzen sein Stolz nimmer zu. Seine Familie war halt immer die erste im Dorf und er würd' den Toni lieber in Amerika, lieber im Grabe wissen, als auf so 'nem armseiligen Gütle, daß seine Entel nachher heischen** gehen müßten. — Ja wär's nur noch einmal so groß, dann ging's schon eher!“

„Ist das ein Wort, Schulzin?“ fragte der Franzl mit verhaltneim Athem.

„Ja, Franzl, sicher! Wenn der Toni nur sein rechtschaffen Auskommen mit dem Anneli hätt', wollt' ich's bei dem Schulzen schon wenden — aber so...“

Der Franzl faltete die Hände mit so selbigem Gesicht, als sähe er die Brauttrone schon auf dem blonden Köpfchen.

„Nun, Schulzin, dann werden die Zwei ein Paar!“ rief er, „ich hab' in aller Frühe einen Boten an den Notar gesandt, daß er noch heut' nüberkommt, denn ich will das Anneli an Kindesstatt annehmen und ihr mein Bissel Hab und Gut verschreiben — Du brauchst nit so wehleidig zu lächeln, Schulzin — der Franzl ist schwerer als Du ihn schägest. Weißt' — wenn man fleißig schafft und wenig braucht, kann man schon etwas über Eck legen. Alle Jahr hundert Gulden macht in zwanzig Jahren mit Zins und Zinseszins dreitausend Gulden, und die hat der Notar mir verwidhen in Staatspapieren angelegt, und dazu kommen tausend Gulden für der Christel selig ihr Häufel, das der Notar dem Schreinersepp aus der Stadt vorig' Woch' verkauft hat. — Aber ich bin noch nit am End', Schulzin,“ fuhr er lächelnd fort, als er der Grethel erkautes Gesicht sah, „die Acker von meinem Schwäher*** selig hab' ich halt auch geerbt, wie Du weißt; sie stoßen an dem Anneli seine Acker und sind gar gut im Stand — nun, Schulzin, da hast' jetzt dem Anneli sein Gut noch einmal so groß, und mit dem Kapital kann's der Toni schön wieder in die Reich' bringen — was sagst nun, Schulzin?“

„Ich sag', Topp', Franzl,“ antwortete sie freudig, und schlug in seine hingehaltene Rechte, während ihre Augen in altem Glanze aufleuchteten, „und daß Du der bravste Mensch auf unser's Herrgotts Erde bist! — Noch heut' soll das Aufgebot beim Pfarrer bestellt werden und in drei Wochen ist Hochzeit — oder ich müßt' nit das Grethel sein!“

Herbst war es — der Lenz seines Lebens und seines Herzens lag längst hinter ihm, aber der Franzl meinte jetzt, schön'er könnt' es nimmer dort droben sein, als es ihm in diesem Augenblick auf Erden dümte.

Der Morgenwind strich leise durch den Fliederbusch, ihm aber schien es das Raufchen von Engelsflügeln und das Zwitschern der Spagen in den Obstbäumen lönte ihm wieder, gleich dem Lied der längst entflohenen Nachtigall. —

Ein Jahrzehnt ist abermals über Berg und Thal dahingegerollt, Sonne und Schatten haben gewechselt, draußen in der Welt wie in dem kleinen Dörfchen am Bergeshang.

Das Haus des Schulzen steht noch in alter Stättlichkeit, aber der Herr des Hauses schaut nicht mehr so hell darein.

Wol' hält er das Steuer noch fest und ließe er's, so würd' es die Schulzin mit fester Hand noch fassen, aber sie bergen sich beide nicht, daß es anders werden wird, wenn sie von hinnen müssen und ihr Tochtermann — „der Lumpenbub“, wie ihn das Grethel dem Franzl gegenüber noch immer nennt — das Regiment hier führen wird.

„Wir hätten der Sach' ihren Lauf lassen sollen, Mann,“ sagt dann wol' einmal die Schulzin zu ihrem Gatten, wenn sie allein in ihrem Stüblein sitzen, „dem Lisel seine Schand und dem Toni sein Recht — 's wär' besser gewest!“ und die beiden Alten senzen still.

Der Toni aber vermühte nimmer sein Erbe, er hat immerdar ein fröhliches Herz und ein fröhlich Gesicht, denn der Segen ist mit ihm und seinem Thun.

An der Stelle von Anneli's altem Häuslein erhebt sich jetzt ein stattlicher Bau mit großen, hellblinckenden Fenstern, aber eine Wegbreite weiter hinüber ist er gesetzt worden, daß das Hüttlein des Pathen dranklebt wie ein Schwalbenneest an den Kirchenmauern.

Der Franzl hat auch jetzt sein Stübtle nicht lassen wollen, aber das Anneli hat ihm nahe sein wollen zu jeder Stund, drum hatte sie ihren Gatten beredet, den neuen Bau dorthin zu stellen.

Eine Thür führt aus dem neuen Haus just in Franzl's stilles Stübchen und sie klappt des Tages wol' hundert Mal, denn ist's nicht das Anneli selbst, so ist's eins ihrer Kleinen, die alle rosig und blond sind wie ihre Mutter und an dem „Großvater“ hängen gleich ihr.

Er sitzt immer noch am liebsten in seiner Fensterecke, aber die Nadel haben sie ihm längst aus den Händen genommen, denn nun arbeiten sie für ihn. Er braucht jedoch deshalb nicht zu feiern. Schon zu früher Stunde kommen die Kleinen in sein Stübtle und er hegt und trägt sie, schmiert ihnen Pfeifen aus Weidenrohr und zieht im Gärtlein für sie die schönsten Blumen und Früchte; darum ist der Großvater ihnen lieber fast als der Vater und die Mutter und sie haben nach ihm zuerst die kleinen Arme ausgestreckt. —

Einsam und verlassen ist seine Jugend gewesen, aber reich an Liebe und Dankbarkeit ist sein Alter; das einstige fröhliche Lächeln weilt wieder auf seinen Lippen und aus seinen guten Augen leuchtet der Strahl eines neugewonnenen Glückes. —

E n d e.

* Pathin.

* Der Inbegriff alles Schlechten.
** betteln.
*** Schwager.

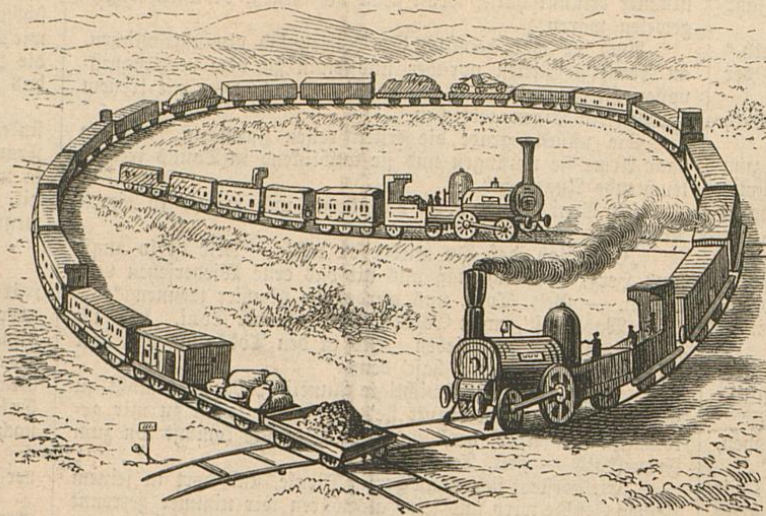
Auflösung des Räthfels Seite 325. „Kleeblatt.“

Correspondenz.

Toilette, Mode, Handarbeit. G. v. D. Dresden. Senden Sie eine nach Ihren Proportionen angefertigte Schnittvorlage (in Papier) an das Zeichen-Atelier von Ch. Schmidt, München, wo Sie das Dessin vorgezeichnet erhalten. Für unsere Raumverhältnisse würde ein solches Dessin nicht geeignet erscheinen. — S. K. Posen. Seite 286 d. Z. brachte bereits derartige Stoffhüllen für Damen zur Anschauung, für Kinder werden Capoten nachfolgen. — Baroness Adelgunde. Lassen Sie aus dem vorhandenen Stoff ein Ueberkleid zu einem seidenen Unterkleid arrangieren. — Helene. Wit werden Ihres Wunsch eingedenk sein. — K. S. in D. Die Vorzüge dieser neuen Bänder sind anerkannt und wir können Ihnen dieselben nur empfehlen. — Herrn S. Wenden Sie sich an die Firma von Gebrüder Schuster, Berlin, Gertraudenstraße 19. — Eine langjährige Abonnentin in S. In der von Ihnen beschriebenen Weise können wir kein Dessin versprechen, dagegen eine neue, schnell fördernde Arbeit zu gleichem Zweck. — R. F. Wählen Sie zu dem angegebenen Zweck Segeltuch als Fond und benützen Sie diesen mit gleichfarbiger oder verschiedenfarbiger Soutache. Tapissieredessins finden dazu keine Verwendung. — Mita. Zur Trueroilette trägt man meistens anderen als Festschmuck. Ueber das sehr leicht auszuführende Toilettenarrangement wird Ihnen jede technische Nummer Auskunft ertheilen können. Für junge Damen wählt man vorzugsweise Barets, zu denen jede Federart Verwendung finden kann; die Preise derselben variiren je nach dem Werth des Materials. In dem Magazin von S. Hering, Berlin, Mohrenstraße 15, finden Sie Barets zu mäßigen Preisen vorrätig. Schleier werden in Echarpeform getragen.

Literatur und Kunst. Caroline Herschel's Memoiren und Briefwechsel (1750-1848), aus dem Englischen von A. Scheibe, mit Caroline Herschel's Porträt (Berlin, W. Herz, 1877) bieten einen werthvollen biographischen Beitrag zu der Geschichte berühmter Frauen unserer Zeit, denn die im achtundneunzigsten Lebensjahre 1848 zu Hannover verstorbene unermüdete Forscherin am Sternenhimmel gehört ja zur Hälfte ihres Lebens unserem Jahrhundert an. Diese hochbegabte, charaktervolle und dabei so bescheidene, nur in dem Ruhme ihres Bruders, des großen Astro-

Rebus.



nomen Wilhelm Herschel, sich sonnende Gelehrte, die keinerlei Ansprüche an Auszeichnung und Anerkennung machte, ja solche entschieden, als ihr, die nur ein Werkzeug ihres Bruders sei, nicht zutommende zurückwies, stellt ein Beispiel für alle Zeiten auf, wie die Frau neben der trefflichsten Erfüllung aller Ansprüche an Hausführung und Familienpflege in die Oebere der Wissenschaften sich mit Fleiß und Energie zu vertiefen vermag. Caroline, die so erfolgreiche Arbeiten leistete, wurde von verschiedenen astronomischen Gesellschaften zu deren Mitgliedern ernannt und empfing selbst die große goldene Medaille als Ehrenzeichen. Die Anstellung einer Frau als „astronomischer Assistent“ war in England noch nicht dagewesen, um so mehr Aufsehen erregte die Einzelstellung einer solchen, die zwar aus einer genialen, namentlich musikalisch begabten Familie, doch aus sehr bescheidenen Verhältnissen

hervorgegangen und allerdings ihr Lebtage nicht auf den Gedanken verfallen wäre, Astronomie zu studiren, wenn Wilhelm Herschel neben seiner Stellung als Musiklehrer und Concertdirigent — der Vater war einfacher Dautboist — sie nicht zu seiner Gehilfin, anfangs nur Notizen schreibend und Kataloge registrirend, gemacht. Die Mutter der später großen Forscherin war nämlich von der Ansicht befangen, daß „das Wissen nur zum Unglück des Menschen gereiche“; Caroline durfte daher nichts lernen, als nur die praktische Arbeit im Hause, und selbst das Violinspiel, in welchem der Vater sie, wenn die Mutter abwesend war, unterrichtete, konnte sie nur heimlich betreiben. Ihre Hauptbeschäftigung war als Kind das Stricken und, wie sie erzählt, reichte der erste Strumpf, den sie vollendete, bis zum Boden, als sie ihn an der Spitze zumachte. Später lernte sie stricken und nähen und arbeitete überhaupt mit viel Handgeißel; ihr Bruder aber wollte sie als erwachsenes Mädchen zur Sängerin ausbilden und in den von ihm geleiteten Oratorien und Concerten auftreten lassen, was auch mit Erfolg geschah, bis nach und nach die astronomischen Beschäftigungen von immer größerer Wichtigkeit wurden, obwol Caroline bis in ihr hohes Alter das lebhafteste Interesse für Musik beibehielt, die Concerte in Hannover, wo sie geboren und aufgewachsen war und auch die letzten zwanzig Jahre, von England dorthin zurückgekehrt, verlebte, fast regelmäßig besuchte und die berühmtesten Künstler hörte. Sie war eine Art Wundergestalt in dieser Stadt, die Niemand von Bedeutung verließ, ohne sie gesehen zu haben. Der königliche Hof zeichnete sie auf alle Weise aus, und ihre Geburtstage bis zu dem achtundneunzigsten waren förmliche Courtage für sie. Briefe von Gauß, Alexander von Humboldt u. A. zeigen, daß sie bis gegen das Ende ihrer Lebensstage mit den bedeutendsten Capacitäten der Wissenschaft im lebhaftesten Verkehr stand, ganz besonders aber seit dem Tode Wilhelm Herschel's, der mit vierundachtzig Jahren, 1822, starb, blieb ihre Correspondenz eine ununterbrochene mit dessen Sohn, Sir John Herschel, welcher das, was der Vater so ruhmreich begann, nicht minder erfolgreich fortsetzte und vollendete. Keine Frau von Bildung wird dem Bude, das Carolinen's Lebenslauf umfaßt, gegenüber gleichgiltig bleiben können, im Gegentheil wird es dazu beitragen, sie in ihrem eigenen Schaffen zu fügen und über kleinliche Beschränkungen bei großem Thun hinwegzuheben. Das Naturwahre, ohne Schmuß und gekünstelt esprit in den Memoiren und Briefen erhellt noch deren Werth für die geist- und verständnißvollen Leser.

Den dieser Nummer beiliegenden Prospect betr. Hackländer's „Sorgenlose Stunden“ (Verlag von Kröner in Stuttgart) empfehlen wir geneigter Beachtung.

Größte Nähmaschinen-Fabrik Europa's! Grosse Preis-Ermässigung!! Frister & Rossmann's Familien-Nähmaschinen, seit vielen Jahren bewährt und in bereits mehr als 100,000 Stück im Gebrauch, sind, mit den neuesten und praktischsten Verbesserungen versehen, die beliebtesten für den Hausgebrauch, sowie für gewerbliche Zwecke, bei größter Geräuschlosigkeit arbeiten sie gleich schön in leichten und starken Stoffen, vom feinsten Mull bis zum dichten Double. Trotz der regelmäßigen Hinweise auf die Vorzüge für die Leichtheit der Frister & Rossmann Maschine — den Abdruck der vollen Firma nebst gerichtlich deponirter Fabrikmarke auf der Deckplatte und das F & R im Gestell, sind in neuerer Zeit angelegentlich Versuche zu Täuschungen durch andere Fabricate gemacht worden, es wird deshalb jetzt jeder Maschine außerdem ein Urstrangs-Zeugniß [507] der Fabrik beigegeben, ohne ein solches ist keine Maschine echt. Der seither schon anerkannt billige Preis für die Frister & Rossmann Nähmaschine ist vom 1. Juni ab um ein Bedeutendes weiter ermäßigt und werden außerdem bei Barzahlung 10 pCt. Rabatt vergütet. Verkäufe auf Abzahlung ohne Preiserschöpfung. Garantie wird geleistet, Unterricht frei, Verpackung nicht berechnet, Preislisten und Nähproben gratis. Verkaufsort für Berlin: W., Leipziger Str. 112, Ecke der Mauer-Str. Die Fabrik errichtet in jeder Stadt von Bedeutung ein Depot u. wollen sich Respektanten von Plätzen, die noch unbesetzt, dieserhalb an uns wenden.

Grosse Preis-Ermässigung Emil Halbarth's verbesserter Familien-Nähmaschinen. Verbesserter Wheeler & Wilson System, mit auspannbarer Drückerfeder, Federgestell und großem Treibrade, der neuen geräuschlosen Nadelnvorrichtung mit dem großen Excenter hinten, welcher der Maschine den sicheren und ruhigen Gang verleiht, der sie vor der gewöhnlichen Wheeler & Wilson und gleichen Modellen anderen Namens auszeichnet. Durch obgenannte Verbesserungen erzielte Vorzüge meiner Familien-Maschine vor jeder andern Greifer-Maschine: kein Fadenreihen und keine Oesen auf der Rückseite und kein Verlegen bei beiden Stellen, gleichmäßiger Stich in selbst directem Abergange von Mull auf 12 fach zusammengelegten Sackdrill oder 3-fachen Double, wirklich fast geräuschlos und durch das neue Federgestell bewirkt bedeutend leichter und schnellerer Gang. Art von Hand- und Handwerker-Maschinen bewährter Systeme en gros und detail. Nähmaterial billig und nur in bester Qualität. Preisconrante, Nähproben und Verpackung frei, dreijährige Garantie. Reparaturwerkstatt auch für nicht von mir bezogene Nähmaschinen. Preise seit 1. Juli c. noch bedeutend ermäßigt, Verkäufe auf Teilzahlungen ohne Erhöhung, für baare Zahlung Rabatt von 10 Procent. [508] Emil Halbarth, Berlin W., Friedrichstraße 65a, Ecke Mohrenstraße. Lieferant d. K. Reichspost, d. D. Kriegsbundes, d. Letzte-Vereins, d. Padersteinischen Stiftung, mehr. hies. Eisen-Directionen, höchst. u. hoh. Behörden. Meine Maschinen sind nur dann echt, wenn sie meine volle Firma und Schutzmarke auf der Nähplatte zeigen.

Preis ohne Verschlusskasten Mark 81. Preis mit Verschlusskasten Mark 90. Zum Familiengebrauch, zur Damenschneiderei etc. ist unsere auf der Wiener Welt-Ausstellung mit dem höchsten Preise, der Verdienst-Medaille prämiirte Lincoln-Nähmaschine entschieden die praktischste aller existirenden Systeme, da mit derselben alle vorkommenden Arbeiten gefertigt werden können. Dieselbe näht den leichtesten Shirting oder Mull genau so gut, als den schwersten Doublestoff, wodurch sie dem zum Theil sehr viel eingeführten Wheeler & Wilson System entschieden vorzuziehen ist, da letzteres zu weichen Arbeiten wohl gut zu verwenden, zu etwas schwereren Arbeiten, welche wohl in jeder Familie einmal vorkommen dürften, jedoch gar nicht zu gebrauchen ist. — Infolge der vielen Vorzüge, die unsere Maschine andern gegenüber besitzt, sind wir bereits seit Jahren mit den Lieferungen an Behörden betraut. — So bezogen zuletzt das Herzogl. Braunschweigische Haupt-Steueramt hier, das Königl. Ungar. Central-Post-Amt in Pest, sowie viele andere Post-, Telegraphen-, Vorkasse- und Consum-Vereine zur nachweislich vollsten Zufriedenheit unserer Fabrikat. Die Construction unserer Lincoln-Maschine ist eine äußerst einfache, so daß jeder Laie, der noch nie auf einer Maschine gearbeitet hat, mit Hilfe der sehr genauen Gebrauchsanweisung sofort darauf arbeiten kann. Die Ausstattung unserer Maschine ist äußerst elegant, die Arbeit eine geeignete und übernehmen wir eine reelle dreijährige Garantie. [509] Jeder Maschine werden folgende Apparate gratis beigegeben: 1 Oelkanne, 1 Nadel, 4 Nadeln mit Nadelbüchse, 1 Bandenmesser, 1 Nadelnreißer, 2 Schraubenzieher, 1 Doppelsäumer für 2 Breiten, 1 Watterer, 1 Bandaufnäher, 1 Nadelaufnäher, 1 Gebrauchsanweisung, 1 Nadel, 4 Metallnähfüße, 1 Kräftiger, 1 Knappmesser, 1 Soutachenaufnäher. Der Preis unserer Maschine ist ein sehr geringer und zwar: Lincoln zum Hand- und Fußbetrieb (lt. obiger Zeichnung) M. 81. — gegen Cassa. Dieselbe mit elegantem Verschlusskasten M. 90. — gegen Cassa und zwar ist bei Bestellung die Hälfte in Baar einzulösen oder aber wird per Nachnahme erhoben, während der Rest 14 Tage nach Empfang der Maschine zu berichten ist. Die Lieferung geschieht franco jeder Eisenbahnstation. — Zeichnungen und Nähproben werden auf Wunsch gratis und franco. Referenzen und Anerkennungs-schreiben von den begiebigsten Fachmännern liegen aus allen Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Hollands vor. [510] NB. Auf Wunsch sind auch gern bereit, die Maschine ohne jede vorherige Anzahlung auf 14-tägige Probe zu übersenden und solche event. vom Empfänger zurückzunehmen. Patentirte und prämiirte Dresdner Façon-Strick-Maschinen [511] mit verstellbarem Stahladelnetz für Familien- und Industrie-Gebrauch zu ermäßigten Preisen und unter günstigen Zahlungs-Bedingungen. Strickmaschinen-Nadeln, à 10 Pf. per Stück, empfiehlt Dresdner Strickmaschinenfabrik Laue, Thiele & Co., Löbtau b. Dresden. Solide Wiederverk. ges. [512] Briefmarken kauft, tauscht und verkauft [513] G. Zschmeyer in Nürnberg. Moras haarstärkendes Mittel. Dieses unübertreffliche Fabrikat, 17-jährigen steten Erfolges, kostet in Originalflaschen à 6 Flaschen 10 Mark. A. Moras & Cie., Köln. [487] Briefmarken-Album, permanent, elegant, praktisch. Prospect gratis. [537] S. F. Friedmann, Kölnig. 15. Wien. Metall-Schablonen [538] für Weißtischerei: Monogramme, Langnetten, Figuren-Schablonen für Binder; auch alle andere Graveur-Arbeiten fertigt G. W. Heyl, Graveur, Berlin S., Neue Köpferstr. 1. Das seit 28 Jahren mit größtem Erfolg angewendete Chinese Haarfärbemittel von Rothe & Co. in Berlin, à Fl. M. 2.50, halbe Fl. M. 1.25, färbt sofort acht in blond, Braun u. Schwarz, übertrifft alles bis jetzt Dagewesene. Ferner: Enthaarungsmittel, à Fl. M. 2.50, zur Entfernung der Haare, wo man solche nicht gern wünscht, im Zeitraum v. 15 Min., ohne jeden Schmerz u. Nachtheil der Haut. Aecht zu beziehen durch alle renommirten Parfümerie- und Drogenwaarenhandlungen, sowie durch die Erfinder Rothe & Co. in Berlin C., Scharnstr. 12. [539] Den Jeffrey'schen Respirator in allein echter wirkungsvoller Construction, v. hochberühmten Aerzten, wie Prof. Bock, Wunderlich u. A. für Brust- und Lungenkrankheiten raucher Witterung empfohlen, versende ich zu 6, 9, 15, 18 Mark von 10, 12, 16 Mark. Joh. Reichel, Univ.-Bandagist, Leipzig. [538] Toilettte-Teintine. Dieses vom Bazar empfohlene Schönheitsmittel macht den Teint zart, frisch, roth, unfehlbar weiß u. elastisch. 4 M. Fleur de Roses, unkenbar, natürliches Wangenroth, durch Schweiß nicht entferbar. 4 M. Oliven-Crème, bestes Hautconservirungsmittel für den Winter. 3 M. Wiener Bouquet, neuestes Wäsche-Parfum. 2 M. Eau du Serail, Zimmerparfum. 3 M. [538] B. Fischer, Wien, Karlsplatz 14. [538] Aquarienfabrik von Gebrüder Sasse, 60 Markgrafenstraße 60. Illustrirte Preisliste gratis und franco. [538] Das Receipt, nach welchem man in Wien, Prag und in den böhmischen Ländern den wegen seines vorzüglichen Geschmades und wegen seiner prachtvollen Farbe weltberühmten Kaffee bereitet, besteht einfach darin, daß man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit Otto G. Weber's Feigen-Kaffee*) zusetzt. *) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar“, „Meer Land und Meer“ u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Fd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zufendung franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto G. Weber in Berlin S. O., Schmidtstraße 31. [530] Patent-Stärke-Glanz verleiht als Zusatz zur Stärke der Wäsche einen prächtigen Glanz, elastische Steife und blendende Weiße. In Päckchen von 25 und 50 A. Wiederverkäufern bedeutend Rabatt. Franz Godtens in Köln, Fabrik chemischer Producte. [522] Echt Damascener Seiden-Shawls. 1 Meter beste, schwere Seide, weiß mit schwarzen Streifen, höchst solid und geschmackvoll, verleiht gegen Nachnahme von 8 Mark per Stück. [524] Amster & Hüffe, Leipzig, Zweigntelverfassung der Häuser in Beyruth und Damascus. Die vorzügliche Qualität der Chocoladen aus der rühmlichst bekannten Fabrik von Ph. Suchard in Renshätel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. [184b] Auf die große Auswahl von Geschenken geeigneter Phantasieschachteln mit Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris 16, rue Montmorency. [531] Plissé-Maschinen liefert billig die Maschinenfabrik von Bernh. G. Reutlinger in Frankfurt a. M. Musterliste Preisliste und jede nähere Auskunft gratis. [531] Corsage Cuirasse, unerlässlich zu den neuen Cuirasse-Taillen, empfiehlt unter Garantie des guten Eigens, weiß oder grau. Prima à Stück 7 M. 50 A., franco gegen Postvorschuß. Nichtconvenientes wird jederzeit umgetauscht. [458] Julius Genet, vormals G. Gads in Breslau. [531] Aneroid-Barometer, prachtvoller Zimmerschmuck, Werk à jour, Rahmen in silberreicher brillanter Holzschichterei in jedem Genre. Photographien sende franco zur Ansicht. Lieferung sofort. Preise folde. [527] Franz Rosewitz, Hamburg. [531] Damenkleider-Beleours, versende in allen Farben; Breite 1 1/4 Meter, Preis 4 M. pr. Meter. Muster franco. [535] W. Bartsch, Sommerfeld i. L. [531] Hackländer's „Sorgenlose Stunden“ im Kreise beliebter Erzähler. Jedes Heft dieses von F. W. Hackländer herausgegebenen Unternehmens enthält zu dem billigen Preise von 40 Pfennig eine vollständige, neue Erzählung mit hübschen Illustrationen. Mitarbeiter der „Sorgenlosen Stunden“ sind: Graf Baudissin, K. Chop, Joh. van Dwall, E. v. Dinkelge, Ernst Eckstein, A. Godin, Julius Grosse, F. W. Hackländer, K. Heigel, Paul Heyse, Hans Hopfen, Edmund Hofer, Ernst Pasqué, Max v. Schlaegel, Ernst Waldow, Hans Wachenhusen u. A. Der Umstand, dass in den Heften der „Sorgenlosen Stunden“ nicht mehrere Erzählungen etc. durcheinander laufen, dass vielmehr jedes Heft etwas Vollständiges, Ganzes bringt, empfiehlt das Unternehmen allen denen, welche beim Lesen nicht gerne auf „Fortsetzungen“ warten. Man abonniert auf eine Serie v. 25 Heften à 40 A. bei allen Buchhdlg. u. Postämtern. Verlag der Bazar-Actien-Gesellschaft (Director A. Hofmann) in Berlin SW., Ente-Platz Nr. 4. Papier von der Berliner Actien-Gesellschaft für Papierfabrikation. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.